

Yanis Varoufakis, Jasmin Hutter, Thomas Maissen, Felix Bächli, Goethe

Nummer 30 – 23. Juli 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Arche Schweiz

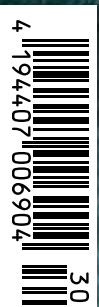
Wehrhafte Asyltradition seit 1685. *Von Markus Schär und Rico Bandle*

Danke, Mann!

Ein überfälliges Kompliment. *Von Dominique Feusi*

«Junckers Alkoholproblem» ...

...und andere Brüsseler Spitzen.
Ein EU-Report von Wolfgang Koydl



Bis USD
500.-
Bordguthaben

4 Tage in New York bereits im Preis inbegriffen!

Ihr Reiseprogramm

20.10.2015 - 2.11.2015

20.10 Zürich - Hamburg.

Flugreise mit Swiss. Transfer zum Hafen inklusive Stadtrundfahrt. Sie sehen die bekanntesten Sehenswürdigkeiten der Elbmetropole. Dazu gehören die Landungsbrücken, der Hafen sowie die Vergnügungsmeile Reeperbahn. Einschiffung und Abfahrt um 19.00.

21.10 Erholung auf See.

22.10 Southampton (Grossbritannien) 06.30 - 16.30. Die bekannte Hafenstadt liegt ca. 1.5 h von London entfernt. Ein Ausflug in die britische Hauptstadt lohnt sich für jeden Besucher, um beispielsweise den Big Ben, die Tower Bridge oder den Buckingham Palace auf eigene Faust zu begutachten.



23. - 28.10 Überquerung des Atlantiks.

29.10 New York (USA) 06.30.

Verpassen Sie nicht die wunderschöne Hafeneinfahrt von New York. Früh aufstehen lohnt sich auf jeden Fall! Ausschiffung und Transfer in Ihr Hotel. Unterwegs erleben Sie New York als eine Stadt der Superlative, die an Highlights kaum zu übertreffen ist. Den Rest des Tages haben Sie zur freien Verfügung. Übernachtung.

30. - 31.10 New York (USA).

Diese beiden Tage können von Ihnen für Erkundungen frei gestaltet werden.



New York

Buchen Sie einen optionalen Ausflug zur Freiheitsstatue (inklusive Ellis Island, CHF 69.- pro Person*), die Besucher aus der ganzen Welt in ihren Bann zieht. Übernachtung.

1.11 New York - Zürich.

Vormittags haben Sie noch etwas Zeit zur freien Verfügung. Mittags Transfer zum Flughafen. Rückflug mit Swiss nach Zürich.

2.11 Ankunft in Zürich.

Mythos Transatlantik

Faszination Transatlantik-Passage. Seit Christoph Columbus Amerika entdeckte, zählt die Seereise zwischen der Alten und der Neuen Welt zu den berühmtesten Kreuzfahrten der Menschheit. Freuen Sie sich auf ein einzigartiges Reiseerlebnis und geniessen Sie auf dieser Reise das besondere Flair der Transatlantik-Passage. An Bord der Queen Mary 2 haben Sie traumhafte Ausblicke auf das endlose Blau des Ozeans.

Über Cunard Line

Cunard Line ist seit 1840 ein Synonym für britische Kreuzfahrtradition und besitzt seit jeher die berühmtesten Kreuzfahrtschiffe der Welt. Wo auch immer die drei „Königinnen“ Queen Mary 2, Queen Victoria und Queen Elizabeth anlegen, sie werden stets begeistert empfangen und definieren anspruchsvolles Ozeanreisen.

QUEEN MARY 2

Baujahr 2003 • 12 Decks • 5 Swimmingpools • 8 Whirlpools • 345 Meter lang / 41 Meter breit • 1310 Kabinen • 14 Bars • 13 Restaurants • Wellness & SPA Bereich • Casino • Theater • Kino



Inbegriffene Leistungen

- Eigene Schweizer Reiseleitung*
- Flug Zürich - Hamburg / New York - Zürich in Economy Class
- Stadtrundfahrt in Hamburg
- Kreuzfahrt mit Vollpension
- 9 Nächte an Bord
- Stadtrundfahrt in New York
- 3 Übernachtungen in New York
- Alle Transfers
- Flug-/Hafentaxen

Ideales Reisedatum

20.10.2015 - 2.11.2015

Einmalige Aktionspreise

Alle Preise p. P in CHF bei Doppelbelegung. Einzelkabinen auf Anfrage. Bordguthaben in USD gültig pro Kabine bei Buchung bis 31.07

		Bordguthaben
Innen IF	2'890.-	150.-
Balkon DF*	3'390.-	200.-
Balkon BZ	3'590.-	200.-
Deluxe Balkon BF	3'990.-	300.-
Club Balkon A1	4'590.-	350.-
Princess Suite P2	5'590.-	500.-

*mit Sichteinschränkung

Intern

Ob ein Redner am 1. August die hehren Werte unseres Landes beschwört oder bekrittelt – einer darf kaum fehlen: die humanitäre Tradition der Schweiz. Wie entwickelte sie sich? Und vor allem: Wozu verpflichtet sie uns? Welche Lehren lassen sich daraus für die Bewältigung der gegenwärtigen Migrationsströme ziehen? Redaktor Markus Schär ging als Historiker diesen Fragen nach. Er fand in fast einem halben Jahrtausend Schweizer Historie spannende Geschichten, die eine (noch) ausführlichere Untersuchung und Darstellung verdienen würden. Und er stellte fest: Die grössten Probleme mit der illegalen Migration hat die Schweiz, seit sie 1981 – aufgrund einer Motion des damaligen SVP-Nationalrates Walther Hofer – das erste Asylgesetz eingeführt hat. **Seite 14**

Dass die Europäische Union politisch kein tolles Bild abgibt, ist bekannt. Aber auch architektonisch setzt die EU keine Massstäbe in Sachen Bürgernähe und Transparenz: Berlaymont und Justus Lipsius, die Brüsseler Sitze von Kommission und Rat, könnten als Vorlagen für George Orwells düsteren Roman «1984» dienen, und das EU-Parlament sieht aus, als ob ein verspielter Riese Edelstahlöpfe aufgetürmt hätte. Weil Gebäude aber immer auch auf das Verhalten ihrer Bewohner abfärben (in der Downing Street regiert es sich anders als im Elysée-Palast), gibt es in den Brüsseler Euro-Festungen nach dem Griechenland-Debakel keine Hinweise auf zerknirschte Selbstkritik, wie *Weltwoche*-Reporter Wolfgang Koydl feststellen konnte. **Seite 28**

Nach zwanzig Jahren ist er am Ziel: Silvio Tarchinis Einkaufszentrum Fox Town in Mendrisio darf an 365 Tagen im Jahr öffnen – ohne Sonderbewilligung für Sonntagsarbeit. In ihrer lockeren Serie über interessante Schweizer stellt die *Weltwoche* den Selfmademan aus dem Südkanton vor, der sagt, dass sich seine Tessiner Landsleute unter Wert verkaufen. **Seite 38**

Das Problem der Migration nimmt von Monat zu Monat wildere Dimensionen an. Eine Trendwende ist nicht absehbar. Und doch operiert die Politik mit einem Asylbegriff, der den heutigen Verhältnissen, die einer Völkerwanderung gleichen, nicht mehr gerecht wird. Pierre Heumann hat die jüngste Publikation des Staatssekretariats für Migra-

tion zum Anlass genommen, die Flüchtlingspolitik anderer Länder zu skizzieren. **Seite 20**

Wo liegt eigentlich Marignano? Den Ort selber kannte unser Autor und SVP-Nationalrat Peter Keller bisher nur aus Büchern und von Bildern. Erst eine Einladung des Westschweizer Fernsehens führte ihn zu den Schauplätzen der wichtigsten und blutigsten Niederlage der Schweizer Geschichte. Marignano heisst jetzt Melegnano. Ohne Navigationsgerät und Missachtung von ein paar Verkehrsschildern hätte die Gruppe das Kirchlein, das der Opfer von damals gedenkt, gar nicht ge-



Schwer zu finden: Beinhaus Santa Maria della Neve, Melegnano.

funden. Neben Morgarten (1315) und dem Wiener Kongress (1815) sind es vor allem die Schlacht von Marignano (1515) und ihre Bedeutung für die Neutralität der Schweiz, die den derzeitigen Historikerstreit befeuern. Es ist Halbzeit im Jubiläumsjahr – eine erste Bilanz ist fällig. **Seite 36**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Fabian Gimmi (Assistent)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempster, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



DIE  **WELTWOCH**

Vielfalt, die begeistert.

Grosse Sonderausgabe zum 1. August

Rudolf Strahm

Thilo Sarrazin

Matthias Matussek

Andreas Gross

Polo Hofer

Josef Lang

Anita Fetz

Jean Ziegler

Christoph Blocher

Balthasar Glättli

Fabian Molina

Andreas Ladner

u.v.a.

Ab
30. Juli am
Kiosk!



Cover: Ben (La Suisse n'existe pas) Vautier

Einzelhefte oder Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/abo

Banken im Abseits

Sind unsere Banken schweizfeindlich?

Blatters glänzender Auftritt.

Von Roger Köppel

Die Schweizer Banken sind dank der Schweiz reich geworden. Der freiheitlich-demokratische Rechtsstaat schuf den Rahmen. Politische Stabilität, eine vernünftige Wirtschaftsordnung und die starke Währung als Ausdruck politischer Unabhängigkeit verschafften den Schweizer Banken erhebliche Wettbewerbsvorteile. Hinzu kam als weiterer Trumpf das von den Schweizern gewollte Bankkundengeheimnis zum Schutz der finanziellen Intimsphäre. Der Erfolg der Schweizer Banken ist ein herausragendes Nebenprodukt des schweizerischen Erfolgsmodells in der Politik. Im Zentrum dieses Staatsmodells steht die direkte Demokratie als institutionelle Verankerung der Selbstbestimmung der Bürger.

Man könnte meinen, dass der oberste Schweizer Bankenverband, die Bankiervereinigung, deren Angehörige von der direkt-demokratischen Schweiz jahrzehntelang so sehr profitiert haben, verfassungsmässig auf dem Boden dieser direkten Demokratie steht. Es müsste selbstverständlich sein, dass die Bankiervereinigung die direkte Demokratie als Fundament einer Stabilität feiert, die gerade für die Finanzbranche von entscheidender Bedeutung ist. Eigentlich hatte man es der Bankiervereinigung zugetraut, dass sie die institutionellen Voraussetzungen ihres wirtschaftlichen Erfolgs durchschaut und Volksentscheide anerkennt, sogar dann, wenn sie das Missfallen einiger Manager auslösen.

Offensichtlich haben wir die Bankiervereinigung masslos überschätzt.

Letzte Woche befand das hohe Gremium, die SVP, grösste bürgerliche Partei der Schweiz, Verteidigerin des bankenfreundlichen Staatsmodells, Hüterin des Bankkundengeheimnisses im Inland und Bewahrerin der rechtlichen Souveränität unseres Finanzplatzes, sei «in zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei» mehr. Die Begründung unter anderem: Die Partei habe die «Masseneinwanderungsinitiative» unterstützt, die im Februar letzten Jahres von Volk und Ständen angenommen wurde, und diese Initiative sei nicht im Interesse der Banken.

Man staunt und stockt. Hat es das schon jemals gegeben? Natürlich dürfen Wirtschaftsverbände vor Volksabstimmungen Parteien und Politiker unterstützen, die sich für ihre Belange einsetzen. Selbstverständlich können sie Politiker abstrafen, in denen sie wirt-



«Der meistunterschätzte Schweizer der Welt.»

schaftsfeindliche Kräfte am Wirken sehen. Neu allerdings ist, dass die Bankiervereinigung nach einem einwandfreien Volksentscheid rückwirkend gegen die Partei vorgeht, die das erfolgreiche Volksbegehren lancierte. Der Bankenverband geißelt damit nicht nur die SVP als wirtschaftsfeindlich, er macht auch einer Mehrheit der Stimmbürger den Vorwurf, gegen die Wirtschaft und gegen die Banken gehandelt zu haben.

Will die Bankiervereinigung den Volksentscheid nicht hinnehmen? Will sie ihn rückwirkend umstossen? Will sie schmolend jene Kräfte bestrafen, die dem Volksentscheid da-



mals zum Durchbruch verholfen haben? Sind alle Schweizer, die für eine Begrenzung der Zuwanderung gestimmt haben, wirtschafts- und bankenfeindlich? Oder, ganz anders: Sind Banken, die hinterher gegen einen Volksentscheid hebeln, noch schweizfreundlich?

Der Bankenverband bringt sich auf jeden Fall in Konflikt mit der direkten Demokratie und macht sich unnötig zum schlechten Verlierer einer Abstimmung, die nach wie vor bewegt. Die ungebremste Zuwanderung bereitet vielen Schweizern Bauchweh, Es ist nicht im Interesse der Wirtschaft, wenn schlechtqualifizierte Ausländer mit hohem Arbeitslosenrisiko in die Schweiz kommen. Genau das aber ist zunehmend der Fall.

Die Verbandssprecherin, eine Sindy Schmiegel, meldete in immerhin aufrichtiger Selbstbezogenheit, dass durch den Volksentscheid das reibungslose Anstellen ausländischen Personals für die Finanzindustrie nicht mehr gesichert sei. Das also ist die Hauptsorge der Banken, die in den letzten Jahren Tausende von Angestellten auf die Strasse gestellt haben.

Möglicherweise ist dem Bankenverband die Tragweite seiner Ansage nicht bewusst. Der Kampf gegen einen Volksentscheid kommt in der Schweiz schlecht an. Ausgerechnet die Bankenbranche legt sich mit einer Mehrheit der Stimmbürger an, obschon diese in ihrer Eigenschaft als Steuerzahler nach wie vor das Restrisiko tragen müssen, wenn sich grosse Banken in Schieflage bringen.

Die Banken haben zuletzt wegen Rechtsfällen im Ausland, Bonuszahlungen, Verrats an Kunden und Mitarbeitern sowie anderen Unerfreulichkeiten von sich reden gemacht. Bei allem Wohlwollen sieht man sie noch nicht in der moralischen Position, Zensuren über Volksentscheide zu verteilen. Eher erschütternd ist die forsche Engstirnigkeit, mit der die Bankiers ihre kurzfristigen Eigeninteressen zu vertreten glauben.

Schweizer Banken verdienen mit der Marke Schweiz ihr Geld. Wer ja zur Schweiz sagt, sollte sich nicht gegen ihr politisches System stellen. In der Wirtschaft ist der Kunde König. In der direkten Demokratie ist der Bürger der Chef. Die Bankbranche, zumindest ihr oberster Verband, verliert die Bodenhaftung.

Der fussballbeseelte Fifa-Präsident Sepp Blatter erläuterte vor der Weltpresse in Zürich, dass er sich im nächsten Januar endgültig verabschieden werde. Gespannt wartete man auf die vernichtenden Fragen jener angeblich so hervorragend dokumentierten britischen und deutschen Reporter, die Blatter seit Wochen zum Inbegriff der Korruption erklären. Es kam – nichts. Die Blatter-Jäger blieben jämmerlich blass. Der Walliser hingegen brillierte am Mikrophon mit Visionen und Selbstironie. Wir bleiben dabei: Blatter ist der meistunterschätzte Schweizer der Welt.



Wende: Jasmin Hutter mit Familie. Seite 44



«Weitermachen»: Enrico Graf Cinzano. Seite 66



Tessiner Wunder: Silvio Tarchini. Seite 38



Liebeserklärung an den Mann: Seite 40

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Die neue Masseneinwanderung**
- 9 **Im Auge Donald Trump, Stehaufmann**
- 10 **Hitze Pro Klimaanlage**
- 10 **Aussenhandel Zähle Exporteure**
- 11 **Nahost Sesam, öffne dich!**
- 12 **Personenkontrolle Dietrich, Meiner, Senn, Hildebrand etc.**
- 13 **Nachruf 1 Arthur Cave (2000–2015)**
- 13 **Nachruf 2 Alfredo Lardelli (1956–2015)**
- 14 **Arche Schweiz**
- Die humanitäre Tradition der Schweiz gestern und heute
- 18 **Asylrecht Pionier Walther Hofer (SVP)**
- 19 **Zweiter Weltkrieg Die Grenzsperre vom 13. August 1942**
- 20 **Von Ägypten lernen**
- Die Eskalation der Migration fordert neue Konzepte
- 22 **Die Deutschen Gabriels Zeichen**
- 22 **Wirtschaft Adieu, Suppenknorrli**
- 23 **Ausland Schwarzweisse Schablonen**
- 24 **Mörgeli «Kein öffentliches Interesse»**
- 24 **Bodenmann Axpo kauft deutsche Volkswind**
- 25 **Medien Das gibt nur Ärger**
- 25 **Gesellschaft Lustwandel**
- 26 **Darf man das? / Leserbriefe**

Hintergrund

- 28 **Der europäische Patient**
- Ein Besuch am Krankenbett in Brüssel
- 31 **Zürcher See-Spital Verschwundene Röntgenbilder**
- 32 **Die Banken und die SVP**
- Die Bankiervereinigung fühlt sich missverstanden
- 34 **Rütteln an der Festung**
- Eveline Widmer-Schlumpf will Liechtenstein an den Kragen
- 36 **Historischer Wanderzirkus**
- Die Schweizer Geschichte ist eine grossartige Erzählung
- 38 **Fuchs im Einzelhandel**
- Silvio Tarchinis Fox-Town-Outlet-Center im Tessin
- 40 **Danke, Mann!**
- In Beziehungen muss man auch mal Wertschätzung zeigen
- 44 **Von hundert auf null**
- Jasmin Hutter wurde vom Politstar zur Vollzeitmutter
- 46 **Halali auf die Nazi-Greise**
- Siebzig Jahre nach Kriegsende rechnet die deutsche Justiz ab



«Es war schon lustig»: griechischer Ex-Finanzminister Varoufakis. Seite 48

Interview

48 «Wir wurden reingelegt»

Janis Varoufakis über fünf Monate als griechischer Finanzminister, den Druck der Gläubiger und Wolfgang Schäuble als Orchesterleiter

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Meute Mensch

56 Bestseller

56 Aufstieg der schönen Seele

Goethe erreichte mit 24 Jahren den Olymp. Dort ist er bis heute geblieben

58 Top 10

58 Kino «Ant-Man»

59 Jazz Sonny Rollins Quartet with Don Cherry

60 Namen Weltberühmte Cremeschnitte

61 Hochzeit Hannah Freemann und David Jones

61 Thiel Wissenschaft

62 «Der Alpinismus ist ein ehrliches Geschäft»

Felix Bächli über das nach seiner Familie benannte Bergsport-Fachgeschäft

64 Wein Alvarinho Vinho Verde DOC Solar de Serrade Monção 2013

64 Luxus Tour de France

66 MvH trifft Enrico Graf Cinzano, Designer und Dynastien-Nachfahre

Autoren in dieser Ausgabe

Thomas Würdehoff



Der Journalist und passionierte Musikexperte ist seit 2009 Intendant der Ludwigsburger Schlossfestspiele. In dieser Ausgabe

schreibt der ehemalige Feuilletonchef der *Weltwoche* einen Nachruf auf Arthur Cave, den Sohn des legendären Musikers Nick Cave, der im Alter von nur fünfzehn Jahren tragisch verunglückte. Seite 13

Dagmar Just

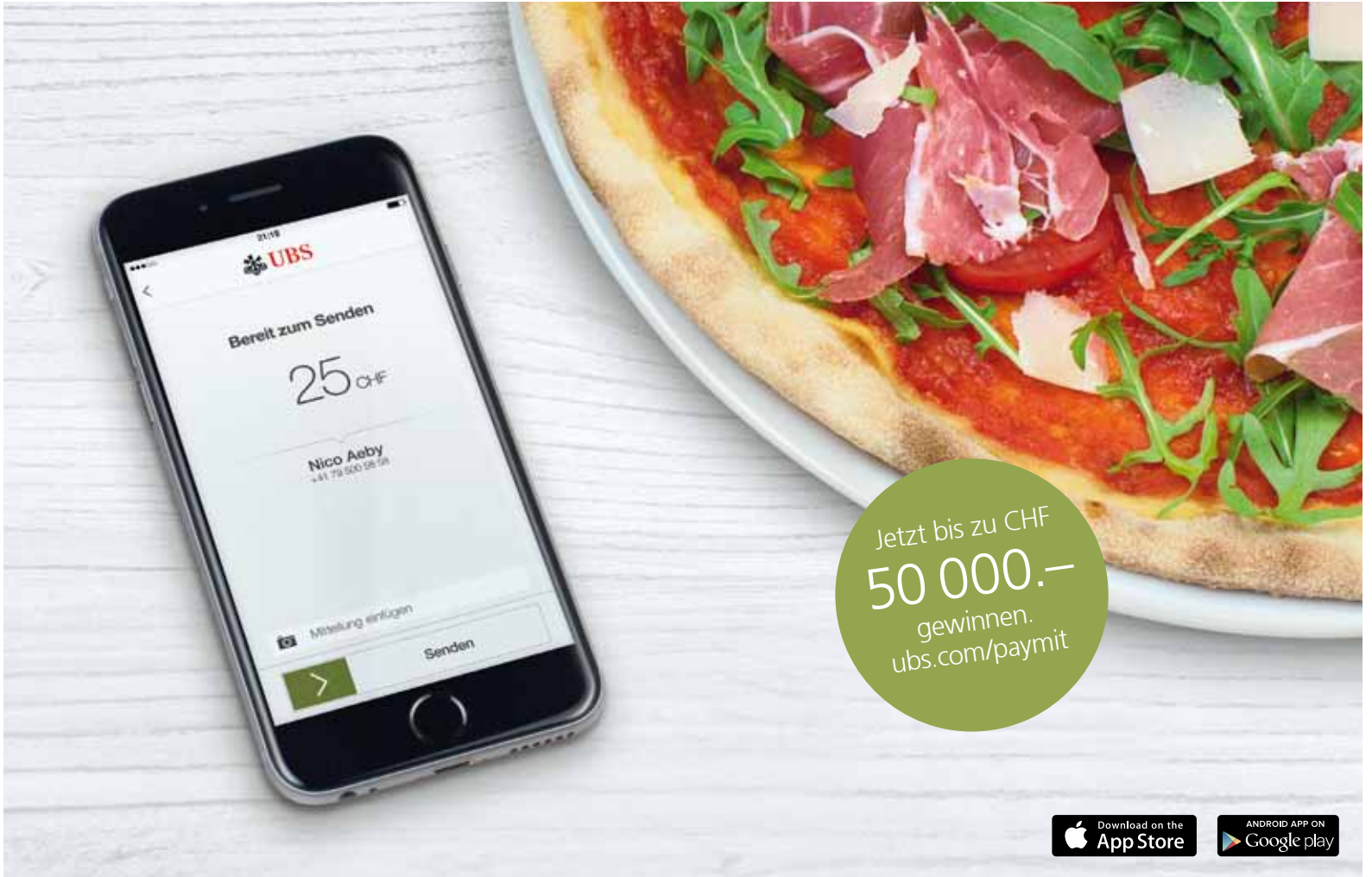
Die Literaturwissenschaftlerin und Autorin schreibt regelmässig für die *Weltwoche*. In dieser Ausgabe beleuchtet sie die Karriere des grössten deutschsprachigen Dichters aller Zeiten. Wie konnte Goethe bereits in jungen Jahren so durchstarten? Seite 56

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.




DIE WELTWOCH



Einfacher als «Lasst-uns-das-Essen- durch-5-teilen».



UBS Paymit: Geld senden und anfordern so einfach wie SMSen. Kostenlos. Für alle. Auch ohne UBS-Konto.

Paymit – powered by 

© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.



Die neue Masseneinwanderung

Von Alex Reichmuth — Die Asylgesuche von Eritreern steigen in schwindelerregende Höhen. Das Versagen von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) wird immer offensichtlicher.

Es ist ein einsamer Rekord: Allein diesen Juni haben in der Schweiz 2199 Eritreer Asyl verlangt. Verglichen mit dem Mai entspricht dies beinahe einer Verdreifachung und verglichen mit dem April nahezu einer Verzehnfachung. Auch gegenüber dem Juni des letzten Jahres sind mehr als doppelt so viele eritreische Asylanten in die Schweiz gekommen. Dabei sind die Zahlen schon 2014 steil gestiegen.

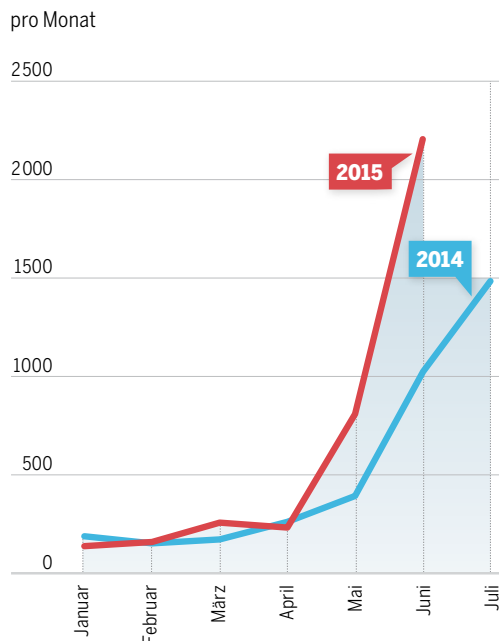
Die Asylprobleme der Schweiz sind vor allem ein Eritreer-Problem. Die Zunahme aller Gesuche im Juni um über siebzig Prozent gegenüber dem Mai ist fast ganz auf den Ansturm von Eritreern zurückzuführen. Ebenso verhält es sich bei der Zunahme der Gesuche im ganzen zweiten Quartal gegenüber den ersten drei Monaten im Jahr 2015: Ohne Eritrea wären die Asylgesuche fast konstant geblieben. Mittlerweile machen Eritreer unter allen Asylsuchenden 58 Prozent aus. Somit kommen aus dem kleinen Land in Ostafrika weit mehr Asylanten als aus der ganzen übrigen Welt. Insgesamt befanden sich Ende Juni fast 50 000 Asylbewerber und sogenannte vorläufig Aufgenommene in der Schweiz – über 5000 mehr als vor einem Jahr. Ohne Eritreer wäre diese Zahl innert Jahresfrist sogar leicht gesunken.

Während die Schweiz um die Umsetzung der Zuwanderungsinitiative ringt, greift also eine Masseneinwanderung ganz anderen Kalibers um sich: eine Armutsmigration, die sich zu einer grossen Belastung entwickelt. Eritreer kommen aus einer völlig fremden Kultur. Die meisten von ihnen schaffen den Sprung in die Schweizer Arbeitswelt trotz aller Integrationsbemühungen nie.

Welche finanzielle Belastung dieser Ansturm für die Schweizer Volkswirtschaft bedeutet, kann nur geschätzt werden. Im ersten Halbjahr 2015 kamen im Durchschnitt pro Tag 21 eritreische Asylanten an. Erhalten wie bisher neunzig Prozent von ihnen ein Bleiberecht und landen gemäss Erfahrungszahlen von diesen wiederum rund neunzig Prozent in der Sozialhilfe, so werden von diesen 21 Eritreern 16 dauerhaft auf Kosten des Staats leben. Bei geschätzten 20 000 Franken Sozialhilfekosten pro Jahr und Person und einer angenommenen Bezugsdauer von zwanzig Jahren entstehen dem Steuerzahler somit zusätzliche Kosten von über sechs Millionen Franken – mit jedem Tag, an dem die Behörden untätig bleiben.

Gefragt wäre jetzt resolutes Handeln von Simonetta Sommaruga, die für das Asylwesen

Asylgesuche von Eritreern



QUELLEN: STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION (SEM)

Armutsmigration mit Folgen.

zuständig ist. Die Bundespräsidentin müsste mit Hochdruck darauf hinarbeiten, dass eritreische Migranten zurück in ihr Land gebracht werden können. Mittlerweile pfeifen es die Spatzen von den Dächern, dass die Verhältnisse in Eritrea nicht annähernd so schlimm sind wie behauptet. Doch stattdessen beharrt Sommaruga, selber ehemalige Präsidentin des Entwicklungshilfswerks Swissaid, stur auf dem Standpunkt, alle Ankömmlinge aus Eritrea seien schutzbedürftige Flüchtlinge.

Bundesbehörden lenken ab

Entsprechend lenkt das Staatssekretariat für Migration von den Problemen ab. Im Vergleich zu Gesamteuropa falle die Zunahme der Gesuche «moderat» aus, beschwichtigte es. «Der Anteil der Schweiz an allen Asylgesuchen in Europa hat sich seit 2012 mehr als halbiert.» Wenn andere Länder noch grössere Schwierigkeiten haben, nützt das der Schweiz aber nichts.

Bundesbern bringt immer neue Ausreden. Die Zunahme im zweiten Quartal sei überdurchschnittlich ausgefallen, «da die warme Witterung im Mittelmeer früher einsetzte als 2014 [und so die Überfahrten von Migranten begünstigte, d.Red.]». Man wartet noch auf das Argument, der Klimawandel sei schuld an den Zuständen im Asylwesen.

Rettung für Athen



Donald Trump, Stehaufmann.

Wer rettet Griechenland? Das hellenische Milliardengrab entzweit Europa und verschlingt reihenweise Politiker, aber die eigentlichen Experten werden nicht gehört. Leute, die wissen, was eine Pleite ist und wie man danach wieder aufsteht. Darin gibt es einen wahren Weltmeister.

Er verströmt Energie wie ein Kernkraftwerk, und das Einzige, was Zweifel weckt an seiner, nun, sehr showmässig aufgeblasenen Autorität, ist dieses raffiniert herausgearbeitete strohfarbene Frisurkonstrukt, auf das er auch keine Markenrechte erhebt wie auf sonst alles, was mit seinem Namen verbunden ist: T-R-U-M-P. Ein Name, wie für ihn erfunden. Trumpf, Triumph. Eine tägliche Radiokolumne nannte er «Trumped». Trumps Grossvater hiess Drumpf und kam aus der Pfalz, die Mutter aus Schottland, insofern ist er sogar europäisch geerdet. Im Moment möchte Donald Trump, 69, einen Grenzzaun zu Mexiko bauen lassen, sicher ein gutes Geschäft, und fragt sich, ob es für Amerika nicht besser gewesen wäre, statt im Irak in Mexiko einzumarschieren. Die schlechte Nachricht für Europa und Griechenland: In Amerika ist Wahlkampf. Der Immobilien-Tycoon Trump will 2016 als Republikaner US-Präsident werden. Damit wird auch die Rechnung wieder aktuell, wie reich er in Wahrheit ist, denn als Kandidat muss er seine Vermögenslage offenbaren. Das Magazin *Forbes* schätzt ihn auf 4,1 Milliarden Dollar. Er hat sofort Protest eingelegt: Es seien mehr als 8 Milliarden. Die Differenz liegt in der Eigenbewertung seines Brands, im Ego-Faktor.

Er ist nicht nur ein unschlagbarer Experte für Geldvermehrung, sondern auch in der Bewältigung von Engpässen und Konkursen, in die er sich mit seinen Spielcasinos und Mega-Bauprojekten manövrierte. Auch sein Reality-TV-Renner «The Apprentice» (Der Lehrling), der zeitweise eine 50-Prozent-Quote erreichte, wäre im Untergangsaltag von Brüssel und Athen den Ernstversuch wert. Trump feuert vor den Kameras einen Möchtegernsupermanager nach dem andern. Er sollte gleichwohl mal herüberfliegen und sich die Sache anschauen.

Peter Hartmann

Pro Klimaanlage

Von Pierre Heumann — Bis eine Kältemaschine bewilligt wird, ist der Sommer längst vorbei.

Wenn es wie jetzt so richtig heiss ist, dass man es in den eigenen vier Wänden kaum aushält, und wenn, wegen der Hitze, allgemein über Schlafstörungen gestöhnt wird: Dann ist es höchste Zeit, die Klimaanlage einzuschalten. Sofern man eine hat.

Der Installation einer Kältemaschine legt der Staat indes etliche Hürden in den Weg. Um das Gerät an der Aussenwand fest zu installieren, braucht es eine Baugenehmigung. Das ist gleichbedeutend mit einem behördlich verordneten Gang durch die Ämter. Die Beamten verlangen das Ausfüllen von Formularen sowie eine detaillierte Beschreibung der Anlage. Es muss zum Beispiel nachgewiesen werden, dass das Gebäude für eine Kühlung geeignet ist und dass die Klimaanlage genügend effizient arbeitet.

Verschandelung und Lärm

Mit der Aufmerksamkeit des Heimatschutzes muss zudem gerechnet werden – er wird mit Sicherheit versuchen, gegen die «Verschandelung» des Ortsbildes vorzugehen. Nachbarn könnten Einsprache erheben, weil sie den erwarteten «Lärm» beanstanden, da sie nicht wissen, dass die neuen Klimageräte heute völlig geräuschlos operieren.

Und da der Staat weiss, was für uns gut ist, legt er gleich auch die Temperaturen fest, die er als zumutbar erachtet. In Basel gilt zum Beispiel als zulässiger Wert 26,5 Grad Celsius. Dies ist allerdings ein Durchschnittswert – es darf also stundenweise auch deutlich wärmer sein, bevor Sie eine Klimaanlage einbauen dürfen. Niemand weiss allerdings, wie hoch die Anzahl Stunden konkret ist – sie ist nirgends festgelegt. Nur so viel ist sicher: In früheren Normen galt ein Maximum von hundert Stunden.

Sie müssen zu Hause also schon recht lange schwitzen, bevor Ihnen die Bürokratie den Einbau einer Klimaanlage erlaubt. Da meist mehrere Abteilungen involviert sind, kann die Bearbeitung eines Gesuchs gut und gerne drei Monate und länger in Anspruch nehmen. Dann ist der Sommer schon vorbei.

Dass eine kühle Wohnung in diesen Tagen ein echtes Bedürfnis ist, zeigt die riesige Nachfrage nach Ventilatoren. An diesem Beispiel zeigt sich exemplarisch: Was der Staat dem Bürger verwehren will, holt sich der Konsument auf dem freien Markt. Dieser weiss eindeutig besser als der Staat, was der Käufer wirklich will.

Zähe Exporteure

Von Beat Gygi — Die Warenausfuhren aus der Schweiz haben bisher nicht so stark nachgelassen, wie man es nach den Schlagworten der Statistiker vermuten könnte.



Angenehme Entwicklung: Mitarbeiter von Bühler, Uzwil.

Die Schweizer Exporteure leiden unter dem starken Franken, das ist nach der Wechselkurssteigerung vom Januar zu erwarten gewesen, und das zeigt sich in den soeben veröffentlichten Statistiken zum Aussenhandel. Ein erster Blick auf die Publikation der Zollverwaltung vom Dienstag lässt sogar Schlimmeres erwarten, denn die Mitteilung steht unter den Titel «Aussenhandel im Rückwärtsgang». Einen Augenblick lang versucht man sich das bildlich vorzustellen, dann kommen die Zahlen in den Blick: In den ersten sechs Monaten dieses Jahres hat die Schweizer Wirtschaft für gut 100 Milliarden Franken Waren exportiert. Das sind 2,6 Prozent weniger als in der gleichen Periode des Vorjahres. Auf der Importseite kamen Güter für gut 82 Milliarden Franken in die Schweiz, das entspricht einem Minus von 7,4 Prozent.

Ist diese Entwicklung so düster, wie die Statistiker dies im Titel andeuten? Nein; wenn man die realen Werte nimmt, also quasi die Mengen zum alten Preis, dann macht das Minus bei den Exporten noch 0,8 Prozent aus. Und wenn diese Zahl noch um die Anzahl der Arbeitstage korrigiert wird, ergibt sich für die Monate April bis Juni sogar eine leichte Steigerung der Exporte von 0,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Das erste Quartal hat ein Minus von 0,8 Prozent gebracht, also kann man sagen, dass im ersten Halbjahr alles in allem wohl ungefähr gleich viel an Waren exportiert wurde wie im Vorjahr. Für die Importe gilt Ähnliches, diese legten real sogar

leicht zu, es wurde also eine etwas höhere Produktmenge eingeführt, aber die damit verbundenen Preis-senkungen waren stark (7,8 Prozent).

Für Konsumenten ist diese Entwicklung angenehm: Sie erhalten mehr Produkte zum günstigeren Preis. Fachleute sprechen bereits von einer «Germanisierung» des Detailhandels, indem hiesige Absatzkanäle zunehmend durch deutsche Versender und das Einkaufen in Deutschland, und damit deutsche Preise, beeinflusst werden. Für Schweizer Exporteure dagegen ist es härter geworden – wobei sie den Exportüberschuss ausgeweitet haben. Sie versuchen eben möglichst die Ausfuhrmengen zu halten, reduzieren dafür aber die Verkaufspreise und spüren das in einer geringeren Marge oder,

je nach Verfassung der Firma, einem Verlust.

Die jüngsten Handelszahlen zur Schweizer Wirtschaft deuten allerdings darauf hin, dass die Exporteure zäh sind; jedenfalls scheinen die Preisrückgänge bei den Ausfuhrprodukten weniger stark zu sein als bei den Importgütern. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass die Ausfuhren nach Nordamerika und Asien zugenommen und als Gegenkraft zu den gedrückten Geschäften mit europäischen Kunden gewirkt haben, weil der Dollar gegenüber dem Franken an Wert gewonnen hat. Dies führt in vielen Firmen zu einer Verlagerung der Gewichte weg von Europa, hin zu Amerika und Asien – zuerst einfach wegen Wechselkursveränderungen, dann aber vielleicht mit gezieltem Ausbau, so dass die Unternehmen künftig breiter abgestützt sein werden.

Zum andern ist die Nachfrage an den ausländischen Märkten vielerorts sowieso rege. Der jüngste KMU-Exportindikator von Credit Suisse und Switzerland Global Enterprise, der Exporthilfeorganisation des Bundes, zeigt, dass die Nachfrage in Nordamerika und nun auch in Europa weiter am Anziehen ist. Wegen der jüngsten Wechselkursänderungen kommen diese Impulse bei den Schweizer Firmen aber nicht mit voller Kraft an, was auf die Stimmung der Chefs drückt. Und auch in diesem Zusammenhang können es die Statistiker nicht lassen, und sie versuchen, mit dem Titel «Frankenstärke sorgt für Rekordstimmungstief» maximale Trübsal zu verbreiten.

Sesam, öffne dich!

Von Urs Gehrig — Das Atomabkommen mit dem Iran löst ein Rennen um Geschäfte mit dem Erdölstaat aus. Die Schweiz befindet sich in der Pole-Position, sagen Wirtschaftsexperten. Wirklich?

Es sind heitere Aussichten, welche die Einigung im Atomstreit mit dem Iran eröffnet hat, doch an jeder klebt ein «Aber». Der historische Handschlag könnte 35 Jahre diplomatische Eiszeit zwischen Teheran und Washington beenden, *aber* garantiert er wirklich, dass dem Iran langfristig der Bau einer Atombombe verwehrt bleibt? Das iranische Volk jubelt, *aber* wird der US-Kongress den Deal auch wirklich schlucken?

Lob auf Leu

Alle Zweifel allerdings verblassen angesichts der rosigen Perspektiven. Es kommt Zug ins Geschäft. Deutschlands Vizekanzler Gabriel reiste vor Tagen als erster Politiker nach der Abkommensunterzeichnung in den Iran, eine hochdotierte Delegation aus Wirtschaft und Wissenschaft im Schlepptau. Nach dem Motto «Wer zuerst kommt, kriegt die Braut» wird gebuhlt. Es wartet ein Achtzig-Millionen-Volk, das hungrig ist nach Jahren der Sanktionen, ein Volk, das nach Westen blickt, sich nach Wohlstand, Technik, Mode sehnt.

Auch die Schweiz hat vorgespurt. Im April reiste eine Schweizer Delegation mit einem guten Dutzend Firmenvertretern in den Iran, angeführt von Livia Leu Agosti, Delegierte des Bundesrates für Handelsverträge im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und ehemalige Botschafterin in der Islamischen Republik (2009–2013).

Wie gut sind unsere Karten? Sie sind sehr gut, glaubt man lokalen Experten. Wirtschaftsfachleute im Iran sind des Lobes voll, besonders über unsere Emissäre. «Seit Jahren leistet die Schweizer Diplomatie Hervorragendes», sagt Wirtschaftsberater Rocky Ansari am Telefon aus Teheran. Dies sowohl als Vertreter der Interessen Washingtons im Iran und umgekehrt derjenigen des Iran in den USA (Schutzmandat) als auch im Dienst der Schweizer Wirtschaft. «Zum ersten Mal in der Geschichte hat die Schweiz 2013 beim Export sogar Deutschland übertroffen und im europäischen Vergleich die Spitzenposition übernommen.»

Die Worte klingen wie Musik, stützen sich jedoch auf dürre Zahlen: Das Schweizer Exportvolumen ist

unter dem Sanktionsregime von 847 Millionen (2008) auf 333 Millionen (2013) gefallen. Für die Zukunft entscheidend jedoch sind Netzwerke. «Eure Botschafter haben die Fäden exzellent gesponnen», sagt Ansari. Dies selbst in schwierigsten Zeiten nach den Unruhen infolge der umstrittenen Wiederwahl von Präsident Achmadinedschad 2009.

«An Handelsförderung im klassischen Sinn war damals nicht zu denken», erinnert sich Leu, die während der Unruhen ihre Feuertaufe als Botschafterin erlebte, «es konnte nur darum gehen, den Handel mit nichtsanktionierten Gütern zu erleichtern, da auch dieser grosse Probleme kannte. Dabei standen die humanitären Güter, insbesondere Medikamente, im Zentrum.» Dass es trotzdem zu Erfolgen kam, sei Leu «hoch anzurechnen», sagt Ansari, der Firmen wie die Lufthansa und auch viele Schweizer Unternehmen berät.



«Wer zuerst kommt, kriegt die Braut»: Iranerin beim Tanken.

«Sie war sehr energetisch, sehr weise, ausdauernd und weitsichtig.»

Derzeit sind wenige Schweizer Firmen vor Ort, Nestlé, Bühler, Roche zählen zu den grössten. In iranischen Wirtschaftskreisen heisst es, besonders Hightech-, Pharma- sowie westliche Markenprodukte seien sehr begehrt. Vorsichtiger tönt es bei Economiesuisse. Der Iran verfüge aufgrund der langen Embargojahre über eine sehr dynamische Binnenwirtschaft. «Diese Konkurrenz darf keinesfalls unterschätzt werden», teilt die Dachorganisation der Schweizer Wirtschaft auf Anfrage mit.

UBS und CS sind zurückhaltend

«Priorität hat der Ausbau von Förderanlagen für Öl und Gas sowie Raffinerien», sagt Philippe Welti, ehemaliger Botschafter im Iran (2004–2009), im Gespräch. Der Iran besitzt zehn Prozent der weltweiten Ölreserven, muss aber aufgrund technischer Engpässe die Hälfte seines Benzins im Ausland raffinieren lassen. Bezahlen könne Teheran die technische Aufrüstung mit den eingefrorenen Geldern im Umfang von über hundert Milliarden Franken, sagt Welti, der eine Wirtschaftskammer Schweiz-Iran gegründet hat und für Schweizer Firmen Reisen in den Iran organisiert. Werden die Sanktionen aufgehoben, erhält das Land Zugriff zu dieser «Schatztruhe».

Noch öffnet sich Sesam nicht. Zwar haben der Uno-Sicherheitsrat und die EU-Aussenminister den Atomdeal Anfang Woche gutgeheissen. Doch noch muss der konservativ dominierte US-Kongress dem Abkommen zustimmen. Im Idealfall wird die Aufhebung der Sanktionen gegen Ende Jahr erwartet. «Das Hauptproblem sind nicht die Sanktionen, sondern der Zahlungsverkehr», sagt Welti. «Die Iraner möchten, dass die beiden grossen Schweizer Banken rasch zurückkehren.» Doch UBS und CS machen keine Anstalten, sich demnächst ins iranische Geschäft zu bewegen – aus Angst vor hohen Bussen seitens der USA. «Bis Ende Jahr gibt es nur eine Devise: Kontakte knüpfen», sagt Welti, der diesen Herbst eine neue Missionsreise mit Schweizer Firmen plant.

Reicht das individuelle Sondieren der Privatwirtschaft? Deutschlands Vizekanzler Gabriel spielt die Lokomotive. Bald reisen hochkarätige Delegationen aus Spanien an. «Jetzt wäre ein idealer Zeitpunkt für den Schweizer Wirtschaftsminister, den Iran zu besuchen», rät Ansari. Geplant sei derzeit nichts dergleichen, heisst es im Seco. Man warte auf ein Signal der Privatwirtschaft.

Personenkontrolle

Meiner, Senn, Hildebrand, Holenweger, Dietrich, Müller-Möhl, Landolt

«Wir sind schuld!» – auf diese Kurzformel bringt Beat Meiner die Diskussionen um die richtige Asyl- und Flüchtlingspolitik. Der abtretende Generalsekretär der Schweizerischen Flüchtlingshilfe ortete gegenüber dem *Sonntagsblick* eine moralische Diskreditierung, die dort anfangs, «wo wir es zulassen, dass Verhältnisse entstehen, die Menschen in die Flucht treiben». Ebenso einseitig fällt die Schuldfrage bezüglich der hohen Sozialhilfeabhängigkeit von anerkannten Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen in der Schweiz aus. Die tiefe Erwerbsquote, so Meiner, sei «ein Skandal erster Güte, den wir uns aber selber anlasten müssen». Denn wir liessen diese Menschen «jahrelang in prekären Bedingungen» hängen, so dass sie sich «ausgeschlossen, gedemütigt und wertlos» fühlten. Beat Meiner wäre zu empfehlen, sich von der Aarburger Sozialvorsteherin Martina Bircher (SVP) darüber aufdatieren zu lassen, mit welchem horrendem Aufwand Schweizer Gemeinden heute schon versuchen, ehemalige Asylanten zu integrieren – oftmals vergebens. (are)

Unter dem Titel «Der Bock als Chefgärtner» (Nr. 11/15) enthüllte die *Weltwoche* vor mehr als vier Monaten, dass die Justiz in mehreren Verfahren gegen Daniel Senn ermittelt, wahrscheinlich auch wegen Insiderhandels. Dieser Verdacht hat sich nun bestätigt, wie die *NZZ am Sonntag* in ihrer jüngsten Ausgabe schreibt. Die besondere Pointe des Falls könnte aus einem Justizkrimi von Dürrenmatt stammen: Senn wird unter anderem das «Ausnützen der Kenntnis vertraulicher Tatsachen» vorgeworfen, also eben Insiderhandel. Ausgerechnet! Denn Senn, ein Star der Revisorenszene, wurde im Zuge der Affäre um Philipp Hildebrand vom Bankrat der Nationalbank damit beauftragt, die Devisengeschäfte des obersten Währungshüters zu untersuchen (mit entlastendem Ergebnis). Hildebrand wickelte seine Deals, über die er nach einem *Weltwoche*-Bericht stolperte, über die Bank Sarasin ab. Auch Senn soll dort Konten gehabt haben.

Noch gilt die Unschuldsvermutung für Senn. Aber schon jetzt ist der Fall brisant genug: Insiderhändler Hildebrand wurde von einem Revisor reingewaschen, der selbst des Insiderhandels verdächtigt wird. Es könnte also durchaus sein, dass die Causa Hildebrand noch einmal aufgerollt wird. Dasselbe gilt für das Vorgehen des Bundes gegen die Tempus-Bank von Oskar Holenweger. Das private Institut wurde unter falschen Vorwürfen von Seiten der Ermittlungsbehörden zertrümmert. Senn agierte damals als sogenannter Beobachter der Eidgenössischen Bankenkommision und forcierte



«Faktenfreie Welt»: Swissmem-Direktor Dietrich.

den Verkauf der unbescholtenen Bank. Auch diese Vorgänge sind noch nicht passé. Eine Staatshaftungsklage des Geschädigten Oskar Holenweger bleibt hängig. *Affaire à suivre. (gut)*

«Visionen braucht das Land», trompetete die *financière*, Pardon: Unternehmerin Carolina Müller-Möhl in der *Schweiz am Sonntag*. Darum schwärmte sie von dringend nötigen «spannenden Projekten» wie der Standortinitiative «Digital Zurich 2025» (obwohl Zürich seit den fünfziger Jahren für Pionierleistungen beim Entwickeln von Hard- und Software sorgt). Als besonders innovatives Projekt feierte die Philanthropin die Konzertreihe «Women in Jazz», die dank dem «visionären Geist» des Veranstalters Christian Jott Jenny beim exquisiten Festival da Jazz in St. Moritz läuft. Denn: «Auch heute noch stehen Jazz-Musikerinnen häufig im Schatten ihrer männlichen Kollegen.» Beim Blättern in einer Jazzgeschichte hätte die bildungsbeflissene Unternehmerin gelernt: Im Scheinwerferlicht standen vorwiegend Sängerrinnen, von Ma Rainey («Mutter des Blues») über Bessie Smith, Billie Holiday und Ella Fitzgerald bis hin zu Cassandra Wilson. (sär)

In seinem neuen Newsletter wettet der Industrieverband Swissmem heftig gegen die «faktenfreie Welt» von *Weltwoche*-Chef Roger Köppel. Der *Weltwoche* wird unterstellt, «fahrlässig» falsche Zahlen zu verbreiten. Es stimme nicht, dass Industrie und Gewerbe seit 2007 Vollzeitstellen abgebaut hätten. Auch sei es «Mumpitz», von einer steigenden Ausländerarbeitslosigkeit seit Einführung der Personenfreizügigkeit zu sprechen. Es sei «bedenklich», schreibt Swissmem-Direktor Peter Dietrich, Köppel streue den Leuten «Sand in die Augen».

Wirklich? Die *Weltwoche*-Zahlen stimmen. Gemäss Bundesamt für Statistik (BFS), Tabelle To3.02.01.19, sind zwischen 2007 und 2015 im Sektor II (Industrie und Gewerbe) exakt 38 000 Vollzeitstellen abgebaut worden. Interessanterweise gab es bei den Schweizer Beschäftigten einen Abbau von 66 000 Stellen, während unter



«Wir sind schuld!»: Generalsekretär Meiner.



Besondere Pointe: Anwalt Senn.

Ausländern 28 000 Stellen geschaffen wurden. Falsch liegt Dietrich auch, wenn er gegen die *Weltwoche* behauptet, es gebe seit Einführung der Personenfreizügigkeit in der Schweiz keine steigende Ausländerarbeitslosigkeit.

Das Gegenteil ist der Fall. Das BFS weist es in Tabelle To3.03.02.14.03 eindeutig nach: 2007 war die Arbeitslosigkeit bei EU/EFTA-Angehörigen bei 4,1 Prozent, im Jahr 2015 (Monatsdurchschnitt Juni) bei 5,8 Prozent. Die Erwerbslosigkeit der Portugiesen lag 2007 bei 4,5 Prozent, heute bei 7 Prozent. Fazit: Es gibt eine steigende Ausländerarbeitslosigkeit in der Schweiz seit Einführung der Personenfreizügigkeit. Und es ist eine Tatsache, dass Industrie und Gewerbe Vollzeitstellen für Schweizer ab- und gleichzeitig Stellen für Ausländer aufgebaut haben. Dietrich irrt mit seiner fulminanten Polemik. Leider lehnte Swissmem-Präsident Hans Hess die Einladung der *Weltwoche*, ein öffentliches Streitgespräch über die Bilateralen zu führen, bisher ab. Wir stehen nach wie vor bereit. (rk)

Der Tweet der BDP tönte beleidigt. «Einfach noch einmal zur Erinnerung», zwitscherte sie: «Idee Schutzklausel hatte nicht Ambühl, sondern die BDP». Im September 2014 stellte



«Visionen»: Unternehmerin Müller-Möhl.



Meine Idee: BDP-Chef Landolt.

Michael Ambühl, Ex-Staatssekretär und jetzt ETH-Professor für Verhandlungsführung, seine Idee vor, der EU eine Schutzklausel vorzuschlagen, wann ein Staat die Zuwanderung beschränken dürfte. Klaute der Mathematiker dabei das geistige Eigentum der Kleinpartei? Die kriminalistische Recherche in der Mediendatenbank fördert nichts zutage ausser der Behauptung von BDP-Präsident **Martin Landolt** an der Delegiertenversammlung im Januar, «die Idee einer Schutzklausel zur Sicherung der bilateralen Verträge mit der EU» stamme von seiner Partei. Und der Feststellung in einem Artikel der *Sonntagszeitung* vom November, BDP-Nationalrat **Hans Grunder** habe mit einem Vorstoss «europakompatible Instrumente zur Zuwanderungssteuerung» statt der Kontingente gefordert. Ein solcher Vorstoss findet sich allerdings in Grunders *Œuvre* nicht – nur eine Interpellation von 2009, wie sich die anhaltende Zuwanderung trotz ungünstiger Aussichten für den Arbeitsmarkt einschränken liesse. Eine Frage lautete: «Unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Folgen kann die allgemeine Schutzklausel [im Freizügigkeitsabkommen] als vorübergehende Abhilfemassnahme angerufen werden?» Der Vorwurf des Diebstahls fällt auf die Urheber zurück. (sär)

Nachruf



Schreckliche Geschichte: Arthur Cave.

Arthur Cave (2000–2015) — Es war einer dieser typischen Dreizeiler, die man mit einem Seufzer überfliegt und mit einem kaum wahrnehmbaren Achselzucken abschliesst. Schon wieder ist der Sohn eines Rockstars gestorben, schreckliche Geschichte, von einem Kreidefelsen gestürzt, bei Brighton, zwanzig Meter tief.

Er spielte Schlagzeug, war erst fünfzehn Jahre alt. Die Eltern bitten um die nötige «Privatsphäre zum Trauern in dieser schwierigen Zeit». Der Vater ist eines der grossen Idole unserer Zeit. Nick Cave ist ein Intellektueller der Rockmusik, er wird verehrt wie Leonard Cohen einst, gilt als Dichterkopf mit humorvoll melancholischem Sinn fürs Hintergründig-Abgelegene.

Der Junge hat auf Fotos den kühnen Blick seines Vaters – ohne dessen finstere Ambivalenz. Kein Selbstmord, meint die Polizei. Ein Unglück vermutlich. Für die Dauer eines Wimpernschlags hinterlässt dieser Sturz Betrübnis, Erschütterung. Dann ist der Vorfall vergessen. Einen Wimpernschlag lang ist aber noch etwas anderes zu sehen. Ganz kurz sieht man das kalte Licht der Wirklichkeit auf der inszenierten Illusion einer göttergleichen Ikone – liebevoll von unserer Fantasie gezimmert.

Und bei all dem ist die Imagination, die man sich vom trauernden Nick Cave macht, nicht so weit entfernt von jenem Nick Cave, den man verehrt. Nick Cave hat in seinen Texten und seinen Songs solche Katastrophen nie ausgeschlossen. Seine Kunst hat uns nie etwas vorgemacht. Wie alle Kunst hilft sie zu verstehen.

Thomas Würdehoff



Bäckerlehre im Gefängnis: Lardelli, 1989.

Alfredo Lardelli (1956–2015) — Bis zum Freitag, dem 13. Dezember 1985 war er einer jener Immobilienhaie, welche die Bonanza der 1980er Jahre hervorgebracht hatte: skrupellos, verschwenderisch, extrovertiert, verrucht. An jenem Tag stellte er sich in Baden (AG) der Polizei, knallte eine Pistole aufs Pult und legte ein detailliertes Geständnis ab. Der 29-jährige Alfredo Lardelli hatte soeben den Gatten seiner Geliebten und zwei Prostituierte erschossen.

Während das Motiv für den Mord am Nebenbuhler plausibel erschien, blieb der Tod der beiden Frauen unbegreiflich. Lardelli schrieb in seinem ausführlichen Geständnis (das er später widerrief), er habe die Dirnen stellvertretend für seine Sexsucht buchstäblich hingerichtet. Tatsache ist, dass der Spekulant überschuldet war, es drohten Klagen wegen Betrugs. Unter dem Vorsitz des heutigen SVP-Nationalrates Luzi Stamm verurteilte das Bezirksgericht Baden den psychisch angeschlagenen Dreifachmörder, der nur knapp der Verwahrung entging, zu zwanzig Jahren Zuchthaus.

Im Knast absolvierte Lardelli eine Bäcker-Konditor-Lehre, doch nach seiner Entlassung 1999 tauchte er bald im Sexmilieu auf als Strohhalm und «Rechtsberater». Während andere Mörder sich verstecken, suchte er die Medien förmlich. In zahllosen Rundfunk- und Zeitungsinterviews stellte Lardelli seine Schlagfertigkeit und Unverfrorenheit unter Beweis. Reue zeigte er nie. Mit etlichen Gerichtsklagen gegen Prominente rief er sich immer wieder in Erinnerung. Alfredo Lardelli verstarb am letzten Dienstag in Zürich an Nieren- und Leberversagen.

Alex Baur



Klassisches Land des Exils: Flüchtlingszug an der Schweizer Grenze von Ramsen nach Hemishofen SH, 1945.

Schweiz

Auf der Insel der Freiheit

Von Markus Schär — Seit 500 Jahren kommen Menschen in die Schweiz, die wegen ihres Glaubens oder ihrer Gesinnung aus der Heimat fliehen mussten. Verlangt diese stolze Tradition des Asyls, dass sich das Land für die Vertriebenen und Bedrängten aus aller Welt öffnen soll?

*«Die Frage muss gestellt werden,
ob wir in der Lage wären,
allen echten Flüchtlingen,
die in unser Land kommen
möchten und könnten,
Asyl zu gewähren.
Ich glaube, wir müssen den Mut haben,
diese Frage zu verneinen.»*

Moritz Leuenberger, 1984

Wer als 1.-August-Redner das Publikum dazu drängen will, sein Gewissen zu prüfen, der kann sich an die Bundespräsidentin halten: «Menschen in Not unterstützen, das ist eine der wichtigsten Traditionen unseres Landes», sagte Simonetta Sommaruga, als sie letztes Jahr am Nationalfeiertag in Laupen sprach. Die Schweizer dürften sich stolz fühlen, dass hier das Internationale Komitee vom Roten Kreuz gegründet

und die Konvention zum Schutz der Flüchtlinge geschlossen wurde: «Die humanitäre Tradition gehört zur Identität unseres Landes, genauso wie die Neutralität und die Unabhängigkeit.»

In diesem Jahr, da die Menschen zu Hunderttausenden ins überforderte Europa strömen, dürfte die Bundespräsidentin, wie zahllose 1.-August-Redner, die humanitäre Tradition der Schweiz wieder beschwören. Welche Lehren aber lassen sich aus der Geschichte ziehen? Und vor allem: Welche Pflichten leiten sich daraus ab? Ein Streifzug durch ein halbes Jahrtausend Flüchtlingsschicksale, ohne Stolz, aber auch ohne Scham.

1 — Wohlstand dank Glauben: Wegen der Konfession Verfolgte

Das wohl wichtigste Datum der Schweizer Wirtschaftsgeschichte ist der 18. Oktober 1685.

An diesem Tag widerruft der französische König Ludwig XIV. das Edikt von Nantes, mit dem Heinrich IV. 1598 den Franzosen die Gewissensfreiheit gewährte und die Glaubenskriege beendete. Die calvinistischen Hugenotten müssen aus Frankreich fliehen. Rund 60 000 der 150 000 Flüchtlinge ziehen in den folgenden Jahren durch die Eidgenossenschaft, zuerst nach Genf. In der Stadt mit 13 000 Einwohnern, wo bis 1564 der aus Frankreich geflohene Reformator Jean Calvin wirkte, schwillt die Bevölkerungszahl so zeitweise auf das Doppelte an. Die reformierten Deutschschweizer Städte stehen den Genfern bei: Bern nimmt die Hälfte auf, Zürich dreissig, Basel zwölf und Schaffhausen acht Prozent. Und die Eidgenossen sorgen für ihre «lieben Glaubensbrüder». Die Zürcher sammeln für die Flüchtlinge 13 000 Gulden, eine riesige Summe



angesichts des Tagesverdiensts eines Handwerkers von einem halben Gulden.

Dabei leiden die Eidgenossen in diesen Jahren selber unter Hungersnöten und Seuchenzügen. Der bis 1710 anhaltende Zustrom von Flüchtlingen – in Zürich insgesamt 40 000 bei einer Bevölkerung von 11 000 in der Stadt und 110 000 auf der Landschaft – führt denn auch zu Spannungen. Die Regierungen sehen ein, dass sie den Gemeinden nicht noch mehr zusätzliche Esser zumuten können; sie teilen den Refugianten mit, sie wollten «irenthalben nit mehr behelliget sein», fordern ein Attest ihrer Glaubenszugehörigkeit oder schicken sie weiter nach Deutschland, wo vierzig Jahre nach dem Dreissigjährigen Krieg noch weite Landstriche fast unbesiedelt brachliegen.

Rund 20 000 Hugenotten aber lassen sich dauerhaft in der Eidgenossenschaft nieder; sie bringen Erfahrung in Finanzen und Manufaktur mit und pflegen internationale Kontakte mit ihren Glaubensbrüdern. In Genf gründen sie so den Bankenplatz sowie das Uhren- und Schmuckgewerbe, in Basel führen sie die Seidenindustrie ein, in der Ostschweiz bauen sie die Baumwollverarbeitung auf. Von der Bedeutung der Hugenotten für die Schweizer Wirtschaft zeugen noch heute

die Familien Mirabaud, Sarasin, Saladin, Gaydoul, LeCoultré, La Roche – oder Ringier: Ihr Stammvater Jean Ringier aus Nîmes erhielt schon 1527 das Bürgerrecht in Zofingen, sein Sohn Michael begründete dort eine Buchdruckerei.

Die Stadt Zürich, wo sich die regierenden Zünfterfamilien in den Notzeiten um 1700 gegen Konkurrenz wehren, weist dagegen gerade die tüchtigen Hugenotten weiter. Denn hier führen Glaubensflüchtlinge, die schon im 16. Jahrhundert aus dem reformierten Locarno kamen, die erfolgreichsten Unternehmen: die Seidenfirma der Familie von Muralt sowie das Handelsgeschäft und später die Buchdruckerei der Familie Orell(i). Dazu stellt die Familie Pestalozzi, aus Chiavenna geflüchtet, umtriebige Kaufleute.

In der Ostschweiz wächst aus dem Textilgewerbe die Maschinenindustrie heran, in Basel zusätzlich aus der Produktion von Farben für den Stoffdruck die Chemie- und die Pharmaindustrie, im Jurabogen breitet sich die Uhrenmanufaktur aus, in Genf blühen die Banken. Das heisst: Die Schweizer Wirtschaft verdankt ihren Erfolg dem Entscheid von französischen und italienischen Herrschern, die tüchtigen Protestanten zu verjagen.

2 — «In liberalster Weise geöffnet»: Demokraten, Sozialisten, Anarchisten

Gab es in Europa je einen liberaleren Staat als die Schweiz des 19. Jahrhunderts? Die früheren Untertanen in den seit 1803 gleichberechtigten Kantonen, vor allem Aargau, Thurgau, St. Gallen und Waadt, aber auch im Zürcher Oberland oder in der Stadt Winterthur fordern ihre politischen Rechte und ihre wirtschaftliche Freiheit. Als Einzige in Kontinentaleuropa erkämpfen deshalb die Schweizer in der Regeneration von 1830 und – nach dem Sieg der Protestanten im Sonderbundskrieg von 1847 – bei der Gründung des Bundesstaates von 1848 die bürgerliche Revolution.

Die Freiheit geniessen in der Eidgenossenschaft auch alle Ausländer. Der österreichische Aussenminister Fürst von Metternich, seit dem Wiener Kongress von 1815 der führende Staatsmann des erstarrten Kontinents, schimpft deshalb, «alles, was in Europa an unklaren, verirrt Geistern, an Abenteurern und Unternehmern in Sachen Umsturz zu finden ist», finde Zuflucht in dem «unglücklichen Land». Die Schweizer sehen es anders. Sie begrüssen die Revolutionäre, verteidigen die Meinungsfreiheit und vertrauen ihnen teils sogar die Bildung an. So kommen bei der Universität

Zürich, 1833 als erste Hochschule Europas von einem demokratischen Staatswesen gegründet, anfangs alle dreizehn Professoren aus Deutschland. Dazu stösst 1836 als Privatdozent für Medizin der Revolutionär Georg Büchner; der geniale Autor von «Woyzeck» oder «Dantons Tod» stirbt aber schon im folgenden Jahr an Typhus. Und auch am Polytechnikum lehren ab 1855 zumeist ausländische Professoren wie Gottfried Semper: Der berühmte Architekt, der 1849 zusammen mit seinem Freund, dem Komponisten Richard Wagner, aus Dresden in die Schweiz geflüchtet ist, baut das imposante Gebäude für die neue Hochschule gleich selbst.

Nach dem Scheitern der Revolutionen von 1848 fliehen über 10 000 deutsche Liberale, aber auch Kommunisten wie Friedrich Engels in die Schweiz; dazu kommen unterdrückte Republikaner aus Frankreich, Italien und Ungarn. 1849 nimmt Basel 9 000 Aufständische aus Baden und der Pfalz auf. 1871 finden 800 Kommunarden aus Paris Schutz in der Schweiz, darunter der Maler Gustave Courbet. Und ab 1878, als das Deutsche Reich das Gesetz gegen die «gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokraten» erlässt, treffen sich die Genossen um August Bebel und Wilhelm Liebknecht in Zürich. Dazwischen führt die Schweiz, aus unpolitischen Gründen, die grösste humanitäre Hilfsaktion des 19. Jahrhunderts durch: 1871, im Deutsch-Französischen Krieg, bietet sie den 87 000 Mann der im Jura eingekesselten Bourbaki-Armee eine Unterkunft zumeist bei Privaten, samt warmem Bad und frischen Kleidern.

Ob Liberale, Sozialisten, Kommunisten oder gar Anarchisten wie Michail Bakunin: Die Schweizer lassen ihre Gäste gewähren. «Von jeher haben wir den politischen Flüchtlingen

unser Haus in liberalster Weise geöffnet, meist nicht aus Sympathie für ihre Person oder ihre Lehren, sondern aus Menschlichkeit», hält Bundesrat Numa Droz 1888 fest. «Seit 1815 ist dies fast die einzige Frage, derentwegen wir ständig Anstände mit unsern Nachbarn gehabt haben. Aber wir haben immer fest an diesem unserem Souveränitätsrecht gehalten und gedenken es auch ferner zu tun.»

Der Bundesrat weist denn auch nur einzelne Agitatoren aus, bei denen ausländische Regierungen Druck machen, sorgt aber für die Weiterreise nach England oder in die USA. Diese Linie zieht er sogar durch, nachdem der italienische Anarchist Luigi Lucheni 1898 in Genf die österreichische Kaiserin Elisabeth «Sissi» ermordet hat. So denkt im Ersten Weltkrieg in Zürich ein Russe über die Revolution nach, mit der er das liberale 19. Jahrhundert beendet: Wladimir Iljitsch Uljanow, der Weltgeschichte bekannt unter seinem Kampfnamen Lenin.

3 — Frei nur als Touristen? Flüchtlinge vor dem Faschismus

Vom «klassischen Land des Exils» träumen auch die Menschen, die zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg flüchten müssen: «Die offizielle Flüchtlingspolitik der Schweiz in der Zeit von 1933 bis 1945», schreibt allerdings der DDR-Literaturwissenschaftler Werner Mittenzwei in seinem Buch «Exil in der Schweiz», «zerstörte diese Illusion gründlich.» Der Dichter Bertolt Brecht höhnt denn auch in seinen «Flüchtlingsgesprächen»: «Die Schweiz ist ein Land, das berühmt dafür ist, dass Sie dort frei sein können. Sie müssen aber Tourist sein.»

Was ändert sich durch den Ersten Weltkrieg? Die Nationalstaaten öffnen ihre Grenzen nicht

mehr, führen Pässe ein und weisen Kriegsflüchtlinge aus – in der Schweiz gegen den Protest der Öffentlichkeit. Das Bürgertum sieht nach dem Generalstreik von 1918 die Bolschewisten als grösste Gefahr. Und der Jurist Heinrich Rothmund, der seit 1919 die Fremdenpolizei aufbaut, warnt vor der «Überfremdung» und der «Verjudung» des Landes. Dazu kommt, dass die Schweiz unter immer stärkerem Druck steht: ab 1926 durch den italienischen Diktator Mussolini, der auch das Tessin heimholen will, ab 1933 durch die Nationalsozialisten im Dritten Reich. Der Bundesrat verbietet deshalb den Flüchtlingen die Agitation, um die faschistischen Diktatoren nicht zu provozieren. Der italienische Dichter Ignazio Silone lebt dennoch von 1930 bis 1944 in der Schweiz, schreibt seinen Welterfolg «Fontamara» und kämpft als Kommunist gleichzeitig gegen den Duce.

Schon im Frühling 1933 schreibt der Bundesrat fest, als politischer Flüchtling mit Asylrecht gelte einzig, wer persönlich verfolgt sei: Zu dieser Kategorie zählt er bis zum Kriegsende nur 644 Personen, darunter SPD-Spitzenpolitiker, aber auch den Literaturnobelpreisträger Thomas Mann, den bei seiner Niederlassung 1933 Bundesrat Giuseppe Motta persönlich begrüsst. Der Regisseur Wolfgang Langhoff kann immerhin am Schauspielhaus Zürich arbeiten, als Mitgründer der «Bewegung Freies Deutschland in der Schweiz» zum Widerstand aufrufen und 1935 mit dem Bericht über seine KZ-Erfahrung, «Die Moorsoldaten», die Welt aufrütteln. Den meisten Künstlern gegenüber zeigen sich die Behörden jedoch abweisend. Bertolt Brecht flüchtet deshalb – wie später auch Thomas Mann – weiter in die USA. Else Las-



Tüchtige Protestanten: Bankier Mirabaud.



«Liebe Glaubensbrüder»: Unternehmer Gaydoul.



Bürgerrecht in Zofingen: Verleger Ringier.

ker-Schüler bekommt nach Aufenthalt in Zürich 1939 kein Rückreisevisum aus Palästina mehr. Robert Musil stirbt 1942 verbittert in Genf. Der kommunistische Autor Kurt Kläber schlägt sich zusammen mit seiner Frau Lisa Tetzner in Carona im Tessin als Kleinbauer durch, daneben schreibt er, wegen seines Arbeitsverbots unter dem Pseudonym Kurt Held, Jugendbücher wie «Die rote Zora und ihre Bande».

Auch ein gefeierter Hort des Widerstands kämpft mit dem Druck der Fremdenpolizei. Ab 1933 führen die Dichter-Kinder Klaus und Erika Mann sowie Erikas Geliebte, Therese Giehse, aus München geflüchtet, in Zürich ihr Kabarett «Die Pfeffermühle» weiter; sie setzen sich aber 1936 in die USA ab. Der deutsche Regisseur Otto Weissert gründet deshalb das «Cabaret Cornichon» und setzt sich in dauernden Auseinandersetzungen mit Polizei und Zensur meist durch – weil sein Kompagnon Walter Lesch den Fremdenpolizeichef Heinrich Rothmund vom Biertisch der gemeinsamen Studentenverbindung kennt.

Mit ihrer strengen Haltung – Asyl für wenige Auserwählte, Arbeitsverbot für die anderen Ausländer – wollen die Schweizer Behörden die Flüchtlinge zur Weiterreise bewegen. Denn das Land leidet schwer unter der Weltwirtschaftskrise. Und an der Konferenz von Evian im Juli 1938, vom US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt angeregt, finden die Staaten keine Lösung, um vor allem die jüdischen Flüchtlinge zu verteilen. Die Bevölkerung zeigt sich aber immer offener als die Behörden (Seite 19). Im Zweiten Weltkrieg bietet die Schweiz so rund 60 000 Zivilpersonen Schutz, dazu kommen über 100 000 Soldaten. Am Kriegsende halten sich 115 000 Flüchtlinge im Land auf. Das Urteil von Werner Mittenzwei ist also allzu streng.

4 — Mit offenen Armen aufgenommen: Von Kommunisten Vertriebene

«Erwünschte Flüchtlinge» nennt die NZZ die Menschen, die im Kalten Krieg ins Land kommen. Noch immer gilt zwar das Gesetz über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern von 1931, und obwohl die Schweiz zu den Erstunterzeichnern der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 zählt, hält sie daran fest, über die Freizügigkeit und die Berufsausübung der Asylbewerber zu entscheiden. Und doch ist alles anders als in der Zwischenkriegszeit. Im Kalten Krieg herrschen klare Verhältnisse, die Schweizer fühlen – wie einst mit ihren hugenottischen Glaubensbrüdern – mit den Völkern mit, die unter den kommu-



Warmes Bad und frische Kleider: Gemälde von Albert Anker von 1886.

nistischen Regimes hinter dem Eisernen Vorhang leiden. Und in der Hochkonjunktur braucht die Schweiz Arbeitskräfte, gerade qualifizierte.

Die Schweizer fiebern denn auch mit, als sich die Ungarn 1956 gegen ihr Regime erheben. Und sie nehmen, nachdem die Sowjetarmee den Aufstand niedergeschlagen hat, die Flihenden grosszügig auf: Ohne individuelle Asylverfahren durchzuführen, anerkennen die Behörden alle als politische Flüchtlinge. So

Das Mitgefühl der Schweizer gilt nicht nur Europäern, die unter dem Kommunismus leiden.

nimmt die Schweiz rund 14 000 Ungarn auf; die Hälfte bleibt im Land, passt sich dank des hohen Bildungsstands schnell an und findet einen Platz im boomenden Arbeitsmarkt. Auf ebenso viel Sympathie stossen 1968 die Tschechoslowaken, die nach der Niederschlagung des Prager Frühlings in den Westen fliehen. Auch diese 12 000 Menschen gelten als politische Flüchtlinge. Sie finden dank guter Ausbildung zumeist ihren Platz; der Ökonom Ota Sik, als stellvertretender Ministerpräsident der Vater des «dritten Weges» zwischen Kommunismus und Kapitalismus, lehrt ab 1970 als Professor in St. Gallen. Und einen Aufschwung nehmen das Eishockey und vor allem das Tennis: Dank den Trainern aus der Tschechoslo-

wakei schafft die Schweiz den Anschluss an die Weltklasse, so mit Jakob Hlasek, geboren 1964 in Prag.

Das Mitgefühl der Schweizer gilt aber nicht nur Europäern, die unter dem Kommunismus leiden. 1959 flieht nach dem Einmarsch der Chinesen in Tibet der Dalai Lama, Zehntausende schliessen sich ihm an, darunter die Grossmutter und die Mutter der Schauspielerin Yangzom Brauen, die im Buch «Eisenvogel» der Flucht ihrer Familie gedenkt. Ab 1960 nimmt die Schweiz 1000 Tibeter herzlich auf; heute leben rund 2000 im Land, vor allem im Tösstal, wo sie ein eigenes Kloster führen. Und die Schweizer fühlen auch mit den Boat-People mit, die ab 1975, nach dem Sieg der Kommunisten, aus Vietnam, Kambodscha und Laos flüchten. Bei den Aufnahmeaktionen zwischen 1979 und 1981 fliegt die Schweiz rund 12 000 Menschen ein. Abweisend geben sich die Behörden nur bei den Chilenen, die 1973, nach dem Sturz der sozialistischen Regierung, Asyl brauchen. Die Linke und die Kirchen setzen aber auch bei ihnen eine grosszügige Praxis durch: Die Schweiz nimmt so

1600 Personen aus Chile auf.

Alle diese Flüchtlinge gelten beim Volk als erwünscht. Dabei stellt der Psychiater Emil Pintér, ein Exil-Ungar, schon in einer Studie von 1969 fest, der Grossteil seiner geflüchteten Landsleute habe sich nicht gegen die kommunistische Herrschaft gewehrt, sondern einfach die materielle Besserstellung gesucht. Und im Band «Das kalte Paradies», 1972 vom deutschen SRG-Journalisten Eric A. Peschler herausgegeben, wird der Wunsch nach einem besseren Leben ebenfalls für einen legitimen Grund zur Emigration gehalten. Die Studie von Emil Pintér heisst denn auch: «Wohlstandsflüchtlinge».

5 — Suche nach dem besseren Leben: Zuwanderer aus der Dritten Welt

«Nachdem ich gesehen habe, was ich da angeordnet habe», sagt Walther Hofer (SVP) 1978 im Nationalrat, bringe er kaum noch den Mut auf, seine Motion einzureichen. Der Berner Geschichtspräsident forderte 1974 vom Bundesrat, die Grundsätze der Flüchtlingspolitik in einem Asylgesetz festzuschreiben. Er stellt aber jetzt fest, dass das Parlament zu einer allzu grosszügigen Praxis neigt, aufgrund des schlechten Gewissens wegen der Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg, das der renommierte Experte für die Geschichte des Dritten Reiches als unbegründet sieht. Es gehe bei diesem Gesetz, mahnt Walther Hofer, «nicht um Vergangenheitsbewältigung, sondern um Zukunftsbewältigung».

Der Warner bekommt recht. Denn in die Schweiz fliehen nur noch wenige Menschen, die wegen ihres Glaubens oder ihrer Gesinnung im Heimatland um Leib und Leben fürchten müssen – also Flüchtlinge gemäss Genfer Konvention –, sondern immer mehr Menschen, die zwar aus Krisengebieten kommen, aber nicht unter individueller Verfolgung leiden. Die Schweizer nahmen bis dahin Asylbewerber auf, die ihnen als Glaubensvertriebene oder als Freiheitsliebende nahestanden; fortan sehen sie Opfer von Kriegen und Konflikten in fernen Ländern, welche die Schweizer Kultur nicht annehmen oder gar ablehnen. Und vor allem gilt: Ausser in den dreissiger Jahren erwartete das Land, dass die Menschen, denen es Schutz bot, selber für ihr Auskommen sorgten; das brachte der Schweiz nicht nur dank den Hugenotten viel. Jetzt aber kommen zumeist Asylsuchende, die nur schwer einen Platz im Arbeitsmarkt finden, also dauernd Sozialhilfe brauchen.

Die Probleme zeigen sich gleich, nachdem das Asylgesetz 1981 in Kraft getreten ist. 1983 bricht auf Sri Lanka ein Bürgerkrieg aus, die Tamilen flüchten, und Tausende kommen in die Schweiz – weil sie sich im Vergleich zu anderen europäischen Ländern «eher flexibel» zeigt, wie eine Studie des Justiz- und Polizeidepartements festhält. Nur wenige können als individuell verfolgte Flüchtlinge gelten, die meisten aber dürfen als Vertriebene bleiben. Heute leben 42 000 Tamilen in der Schweiz, 11 000 von ihnen wurden eingebürgert. Zumindest die erste Generation träumt jedoch immer noch von der Rückkehr und hält deshalb an ihrer Kultur fest. Mangels Ausbildung arbeitet sie zumeist in schlecht-bezahlten Jobs; viele Tamilen leiden unter Alkoholismus, Ehe- und Familienkonflikten, Überschuldung.

Solidarität mit unechten Flüchtlingen

«Es erscheint mir selbstverständlich, dass wir nicht alle Flüchtlinge, die zu uns kommen möchten, auch aufnehmen können», schreibt Moritz Leuenberger, SP-Nationalrat und Präsident der Flüchtlingshilfe, 1984 im Band «Asylpolitik gegen Flüchtlinge». Nach den Tamilen strömen aber auch Menschen aus anderen Konfliktgebieten in die Schweiz und finden hier zu Zehntausenden Schutz, so aus der zerrissenen Türkei und dem zerfallenden Jugoslawien, jetzt aus Syrien und vor allem aus Eritrea.

«Auch unechte Flüchtlinge verdienen Solidarität», fordert Moritz Leuenberger in seinem Aufsatz von 1984. Doch er meint nicht, dass alle ins Land kommen sollen. Die Schweiz führt ihre humanitäre Tradition auch würdig fort, indem sie vor Ort wirkt, mit Menschenrechtsschutz, Katastrophenhilfe, Entwicklungszusammenarbeit. Aber nicht, indem sie alle aufnimmt, die dem Elend entfliehen: Das kann sie nicht, und das muss sie nicht. ○

Asylrecht

Urteilen ist einfach

Das heutige Asylgesetz geht auf SVP-Nationalrat Walther Hofer (1920–2013) zurück. Der Historiker sprach sich aber dagegen aus.



«Zukunftsbewältigung»: Walther Hofer.

Aufgrund «gewisser negativer Ausprägungen in der Asylpraxis während des letzten Weltkrieges» und angesichts von fünfzehn Millionen Flüchtlingen in aller Welt müsse die Schweiz ihr Asylrecht umfassend ordnen, sagte Kommissionssprecher Arthur Schmid (SP), als der Nationalrat 1978 das erste Asylgesetz beriet. Den Anstoss dazu hatte vier Jahre zuvor SVP-Nationalrat Walther Hofer mit einer Motion gegeben.

Der Berner Geschichtspräsident, bekannt für seine Werke «Die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges» (1954), «Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945» (1957) sowie später «Hitler, der Westen und die Schweiz 1936–1945» (2001), sprach sich jedoch in der Debatte gegen das Gesetz aus: «Gestatten Sie zu später Stunde dem Motionär noch ein kurzes Wort. Ich frage mich allerdings, ob ich heute noch den Mut hätte, eine solche Motion zu starten, nachdem ich gesehen habe, was ich da angerichtet habe. Es ist viel von historischer Dimension gesprochen worden, von historischer Schuld, und natürlich habe ich als Historiker sehr viel Verständnis dafür. Aber andererseits scheint mir doch manchmal, dass der Geist des seligen oder unseligen Dr. Rothmund etwas zu sehr über Ihren Kommissionsverhandlungen geschwebt oder gelastet hat. Es geht doch eigentlich in

diesem Gesetz nicht um Vergangenheitsbewältigung, sondern um Zukunftsbewältigung. Ich glaube, das sollte man doch einmal mit aller Klarheit sagen. In dieser Beziehung scheint es mir nicht gerechtfertigt, wenn wir dieses historisch berechnete Misstrauen gegen eine Regierung vor 30 oder 35 Jahren oder gegen einen Polizeidirektor der vierziger Jahre nun auf die gegenwärtige Regierung und ihre Verwaltung oder auf eine zukünftige übertragen, nachdem diese Regierung bewiesen hat, dass sie in den Jahren nach 1945 eine ausserordentlich liberale und tolerante Flüchtlingspolitik, auch vor diesem Gesetz schon, betrieben hat. [...]

Es ist immer wieder das Wort gefallen: «Das Boot ist voll.» Lassen Sie mich sagen: Niemand kann in der Zeit, wo er selbst drinsteht, mit Sicherheit sagen, ob das Boot voll ist oder nicht. Ich bitte Frau Morf [die Zürcher SP-Nationalrätin Doris Morf] oder andere, einmal in mein Seminar zu kommen; da studieren wir nämlich die Akten des Zweiten Weltkrieges über die Verhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland und den anderen Mächten – Wirtschaftsverhandlungen. Ich kann Ihnen sagen, wenn Sie diese Akten lesen: Da konnte man nicht wissen, ob der vertragslose Zustand zum Beispiel mit Deutschland, von dem wir total abhängig waren, noch ein paar Monate länger dauern würde. Man konnte nicht wissen, ob der Druck von Seiten Deutschlands noch grösser würde, ob man tatsächlich nicht um die nackte Existenz kämpfen müsste. So sieht es in den Akten aus. Wissen Sie, post festum, wenn Sie vom Rathaus kommen, nach zwanzig, dreissig Jahren, ist es dann einfach, über Leute zu urteilen, die grosse Verantwortung getragen haben und ihr auch nicht immer gewachsen waren. Ich glaube, das muss doch auch einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden. [...]

Darf ich hier mit allem Verlaub darauf hinweisen, dass wir seit dem Zweiten Weltkrieg zwei grosse Flüchtlingsströme gehabt haben, nämlich den aus Ungarn und den aus der Tschechoslowakei. Der Bundesrat hat aber nicht einschränkend geregelt, sondern das Gegenteil hat er getan. Er hat die Tore weit aufgemacht. [...] Ich möchte Sie deshalb bitten, dass wir nun nicht das historisch berechnete Misstrauen hier sozusagen in einem Gesetz institutionalisieren. Das kann doch nicht der Sinn dieses Gesetzes sein.» Markus Schär

Sturm der Entrüstung

Von Rico Bandle — Die am 13. August 1942 vom Bundesrat angeordnete Grenzsperrung gegen Juden gilt als Symbol für eine angeblich inhumane Schweizer Asylpolitik. Zu Recht?

Der Bundesrat weilte in den Ferien, als Heinrich Rothmund, Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, am 13. August 1942 ein vertrauliches Schreiben an die kantonalen Polizeidirektoren und Polizeikommandos verschickte, mit Kopie an das Armeekommando, die Oberzolldirektion und die Bundesanwaltschaft.

Darin erklärte er, die Schweiz habe in letzter Zeit kaum mehr illegale Einwanderer zurückgewiesen, «aus Gründen der Menschlichkeit sowie aus aussen- und innenpolitischen Erwägungen». Nun aber steige die Zahl der Flüchtlinge rasant an, deshalb müsse die Praxis verschärft werden: Nur noch Deserteure, entwichene Kriegsgefangene, politische Flüchtlinge oder Durchreisende dürften fortan ins Land gelassen werden, alle anderen seien konsequent auszuweisen. Ausdrücklich fügte er an: «Flüchtlinge nur aus Rassegründen, z. B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.»

Das grosse Dilemma

Dieser vielzitierte Satz wurde später zum Symbol für die «inhumane», «grausame» Rückweisungspraxis, durch die Tausende von Flüchtlingen «in den sicheren Tod» geschickt wurden, wie es jeweils heisst.

In der offiziellen Statistik der aufgenommenen Zivilflüchtlinge von Juni bis Oktober 1942 ist allerdings von der angeordneten Grenzsperrung nichts zu erkennen: Im Juni wurden 95 Zivilflüchtlinge aufgenommen, im Juli 243, im August 475, im September 2895 und im Oktober 1845. Dass die Zahlen trotz Grenzsperrung ungebremst weiter anstiegen, hat vor allem einen Grund: Bereits am 23. August weichte Bundesrat Eduard von Steiger die Verfügung von seinem Feriensitz aus wieder auf.

Heinrich Rothmund erklärte nach dem Krieg, die gegen die Juden gerichtete Grenzsperrung habe er «schweren Herzens» angeordnet, zur Abschreckung. «Wenn wir für 14 Tage oder 3 Wochen die Grenze ganz schliessen und die zwischen den Grenzposten Durchgekommenen wieder über die Grenze zurückschicken, so wird dies sofort in Belgien und Holland bekannt, und die Flüchtlinge werden einen anderen Weg einschlagen», sei seine Überlegung gewesen. Vor der Anordnung hatte sich Rothmund in Boncourt im Jura selber ein Bild von der Lage an der Grenze gemacht. Dort stiess er auf eine elfköpfige polnisch-jüdische Familie, die es eben über die Grenze geschafft hatte. Als ein Begleiter bemerkte, diese Familie sei auszuweisen, antwortete er: «Dafür bin ich nicht hierhergekommen.»

Es ist dieses Dilemma zwischen Mitgefühl für die Flüchtlinge und Sorge um das von Feinden umzingelte Land, zwischen humanitärer Tradition und Staatsräson, das die wankelmütige und uneinheitliche Schweizer Flüchtlingspolitik während des Kriegs bestimmte. Die heftig geführten Diskussionen in den Wochen nach dem Erlass vom 13. August 1942 stehen exemplarisch für diesen ständigen Zwiespalt.

Die Anordnung des Fremdenpolizeichefs löste «einen eigentlichen Sturm der Entrüstung aus», wie es im 1957 veröffentlichten Bericht des Basler Strafrechtsprofessors Carl Ludwig heisst, der die Flüchtlingspolitik in offiziellem Auftrag untersuchte. Sozialdemokraten, Hilfswerke, religiöse Organisationen und Teile der Bevölkerung protestierten vehement gegen den «moralischen Ausverkauf», gegen die «Preisgabe einer der edelsten Traditionen unseres Landes». Heinrich Rothmund suchte den Kontakt zu den Hilfsorganisationen, nahm am 20. August auch an der Sitzung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds teil, um für Verständnis zu werben. Die Schweiz sei ausserstande, alle Flüchtlinge aufzunehmen, «besser wir sorgen für diejenigen, die bei uns sind, und suchen sie durchzuhalten», sagte er.

Am 23. August fuhren der jüdische Bankier Paul Dreyfus-de Gunzburg und die christliche Flüchtlingshelferin Gertrud Kurz gemeinsam

auf den Mont-Pèlerin oberhalb von Vevey zum Feriendomizil von Eduard von Steiger. Drei Stunden lang hörte sich der Bundesrat die Ausführungen der beiden an, die in ruhigem Ton von Deportationen und Massentötungen erzählten, vom Elend in den besetzten Gebieten und von der Bedeutung der Schweizer Traditionen auch in schwierigen Zeiten. Von Steiger verteidigte die von Rothmund ausgearbeiteten Massnahmen – die Plädoyers der beiden liessen ihn aber nicht unberührt. Noch am selben Tag ordnete er per Telefon eine Lockerung der Aufnahmepraxis an. Unter anderem verfügte er Ausnahmebestimmungen für besonders hilfsbedürftige Flüchtlinge.

Ein Flüchtlingsschicksal bewegte in jenen Tagen die Schweiz besonders. Die Basler *National-Zeitung* schilderte, wie das junge Ehepaar Céline und Simon Zagiel, aus Belgien in die Schweiz geflüchtet, von der Polizei in seinem Versteck auf dem Berner israelitischen Friedhof aufgegriffen und aufgrund von Rothmunds Verfügung sofort ausgeschafft worden war. Die Empörung in der Bevölkerung war so gross, dass man in der Folge auf Ausschaffungen von Flüchtlingen verzichtete, die es ins Landesinnere geschafft hatten. Céline, so ergaben spätere Nachforschungen, fand in Auschwitz den Tod, Simon überlebte die Zwangsarbeit.

Die Geschichte diente 1967 dem Journalisten Alfred A. Häslar als Einstieg zu seinem Bestseller «Das Boot ist voll». Die Familie Zagiel ist in der Schweiz nicht nur auf Härte gestossen, sondern hat beide Seiten der ambivalenten Flüchtlingspolitik erlebt: Céline und Simon wurden ins Elend geschickt, die Eltern und die jüngeren Geschwister Simons, die ebenfalls im Sommer 1942 in die Schweiz geflüchtet waren, fanden hingegen in der Schweiz Aufnahme und Rettung. ○



«Schweren Herzens»: Fremdenpolizeichef Rothmund, 1941.



Konzeptlos, bürokratisch, ohne Visionen: Migranten versuchen, in die an Marokko grenzende spanische Exklave Melilla zu gelangen.

Illegale

Von Ägypten lernen

Von Pierre Heumann — Die neuesten Flüchtlingszahlen belegen die Eskalation des Migrationsproblems. Neue Konzepte sind gefragt – zum Beispiel eine Aufnahme der Flüchtlinge in der Nähe ihrer Heimat.

Das Staatssekretariat für Migration (SEM) in Bern bleibt optimistisch. Die Zahl der Asylgesuche ist im zweiten Quartal zwar deutlich gestiegen, aber im SEM hält man an den publizierten Prognosen fest. Man rechne damit, dass die Gesuchszahlen «wie in den Jahren zuvor» im Herbst abnehmen und «zum Jahresende im Bereich der Prognosen liegen werden», steht diese Woche in einer offiziellen Mitteilung.

Tatsache ist: Weltweit sind immer mehr Menschen auf der Flucht – nicht nur vor Gewalt, sondern auch auf der Suche nach einem besseren Leben in den wohlhabenden Industrieländern. In der Schweiz erhalten mehr als die Hälfte der Asylsuchenden unter der Amtsführung von Simonetta Sommaruga eine vorläufige Aufnahme oder einen positiven Asylentscheid. Mehr als die Hälfte der

Asylsuchenden werden voraussichtlich hierbleiben. Ihre Familien werden folgen.

Grosszügige Aufnahme

Das Asylgesetz wird von Sommaruga recht grosszügig ausgelegt. Dort sind die Asylgründe eigentlich klar geregelt. Asyl sollen nur diejenigen erhalten, die gezielt verfolgt werden und das beweisen oder glaubhaft machen können. Aber in den meisten Fällen, die im teuren Asylsystem entschieden werden, handle es sich um Migration – sozusagen nie um Asyl, so die Meinung von Insidern aus Bern.

Glaubhaft nachweisen, dass sie gezielt verfolgt wurden, können nur die wenigsten. Fast alle Syrer sind zwar Kriegsflüchtlinge, die wegen der Gewalt in ihrem Land geflohen

sind. Sie erhalten deshalb zu Recht eine «vorläufige Aufnahme».

Wer aber aus Ländern wie Afghanistan, aus dem Iran oder aus der Türkei, aus Bangladesch oder aus Guinea stammt, kann in der Regel höchst selten nachweisen oder glaubhaft machen, dass er gezielt verfolgt worden sei. Sehr viele, die Asyl beantragen, können in den Interviews keinen auch nur annähernd glaubhaften Nachweis für ihre angebliche Verfolgung angeben. Sie sind nach Europa gekommen, weil es für sie in ihrem Land keine Perspektiven gibt. Sie wissen, dass sie in der Schweiz mit einer grosszügigen Aufnahme rechnen können.

Jeder Migrant aus Somalia kann zum Beispiel davon ausgehen, dass er dank der «vorläufigen Aufnahme» bis auf weiteres hier-

bleiben kann – er muss nur Somali sprechen. Das «vorläufig» wird später in ein «immer» umgewandelt – das weiss er aufgrund der Erfahrung seiner Landesgenossen. Auch diejenigen, die nicht aus den umkämpften Gebieten stammen, werden nicht zurückgeschickt. Dasselbe gilt für einen Gesuchsteller aus Afghanistan. Er wird vorläufig aufgenommen, auch wenn er eine gezielte Verfolgung nicht glaubhaft darstellen können. Für die Beurteilung des Gesuchs ist es irrelevant, ob er zuvor sein ganzes Leben im Iran oder in Pakistan verbracht hat.

Um den Lebenslauf und die behauptete Verfolgungsgeschichte abzuklären, wären harte Fragen nötig. Doch die Interviewer müssen die Asylbewerber mit Glacéhandschuhen anfassen – so will es Sommaruga. Kreuzverhöre zur Abklärung der Identität sind verboten, das Wort «Lüge» ist tabu, selbst wenn ein gut begründeter Verdacht besteht, dass einer die Unwahrheit erzählt. Die Beamten müssen stets nett und korrekt nachfragen, so wollen es die Vorschriften: Auch bei klar tatsächlichen Behauptungen dürfen sie ihre Zweifel nur ganz behutsam anmelden.

In der «Rundschau» vom 22. April konnte Sommaruga unwidersprochen behaupten, dass «zwei Drittel der Asylsuchenden, die jetzt in die Schweiz kommen [...], Kriegsflüchtlinge sind, Flüchtlinge, die unseren Schutz brauchen».

Die Frage sei erlaubt: Sind tatsächlich zwei Drittel der Asylsuchenden Kriegsflüchtlinge? Stammen wirklich zwei Drittel der Gesuchsteller aus Ländern, in denen Krieg oder Bürgerkrieg herrscht?

Die Quote scheint hoch gegriffen. Denn von den 7380 Gesuchen, die im zweiten Quartal eingereicht wurden, müssten nach Sommarugas Ansicht knapp 5000 Kriegsflüchtlinge sein.

Als Kriegsflüchtlinge können sicher die Syrer gelten. Sie stellten allerdings nur 390, also rund fünf Prozent der Gesuche. In Ländern wie Somalia (455 Gesuche) oder Afghanistan (334) herrschen zwar bürgerkriegsähnliche Zustände – aber wenige der Afghanen oder Somalier, die Asyl beantragen, wurden persönlich und gezielt verfolgt. Sehr viele Afghanen lebten in Pakistan oder im Iran, bevor sie sich entschlossen, ihr Glück in der Schweiz zu versuchen. In Sri Lanka (405) ging der Bürgerkrieg vor sechs Jahren zu Ende, in Äthiopien, Gambia, China oder Albanien ist kein Bruderkrieg bekannt. In Eritrea, dem mit Abstand wichtigsten Herkunftsland der Gesuchsteller (3238), gibt es weder Krieg noch Bürgerkrieg.

Sommarugas Satz, nach dem «zwei Drittel Kriegsflüchtlinge» seien, ist also zumindest erklärungsbedürftig.

Die am Montag publizierte Asylstatistik für das zweite Quartal zeigt keine Entspannung.

In den Monaten April bis Juni 2015 wurden 2000 Gesuche mehr registriert als im zweiten Quartal 2014 und 2895 mehr als in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres.

Emotional gefärbte Politik

Eine Umkehr des Trends ist nicht absehbar. «Es werden noch sehr viele Menschen kommen», sagt Volker Türk vom Uno-Flüchtlingshochkommissariat in einem Interview mit dem *Standard*. Statt von Migration spricht der äthiopische Adlige und Unternehmensberater Prinz Asfa-Wossen Asserate lieber von «Völkerwanderung»: Derzeit leben laut Angaben des Uno-Flüchtlingshilfswerks weltweit knapp sechzig Millionen Menschen ausserhalb ihres Heimatlandes. Die Frage, wie man damit umgeht, sei für ihn «die grösste Herausforderung Europas im 21. Jahrhundert», sagt er gegenüber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und stellt die Frage in den Raum: «Was machen wir in Europa, wenn bald nicht mehr Tausende von Afrikanern zu uns drängen, wie wir das heute schon sehen, sondern Millionen Menschen sich auf den Weg machen?»

Für den Wirtschaftsberater Asserate, einen Grossneffen von Kaiser Haile Selassie, ist klar: Die meisten der afrikanischen Flüchtlinge kommen nicht direkt aus Bürgerkriegsländern. Die wenigsten seien direkt vom Hungertod bedroht. Viele gehörten dem unteren Mittelstand an und seien verhältnismässig gut ausgebildet. Aber sie hätten jede Hoffnung verloren und seien bereit, für die Aussicht auf ein besseres Dasein ihr Leben zu riskieren, so der gebürtige Äthiopier im Interview mit der FAZ.

Auf diese Herausforderung reagiert Bern kleinkariert, konzeptlos und bürokratisch,



Arbeitsam: Einwanderer in Südafrika.

ohne Visionen. Es fehlt der Mut, das Problem an der Wurzel zu packen. Statt rationaler Konzepte dominiert eine stark emotional gefärbte Politik, die den grundsätzlichen Fragen ausweicht.

Dabei gäbe es durchaus Beispiele, die man zumindest studieren könnte: etwa in Südafrika, in Tunesien oder in Israel.

Mitte Juni plädierte die südafrikanische Politikerin Helen Zille für eine liberale Lösung der Flüchtlingskrise. Ihr Referat am internationalen Liberalismus-Symposium in Zürich, das in der NZZ nachgedruckt wurde, enthält interessante Ansätze und bedenkenswerte Empfehlungen.

Aufgrund des südafrikanischen Flüchtlingsgesetzes von 1998 sei es jedem Ausländer erlaubt, sich als Flüchtling registrieren zu lassen. Bis zu sieben Millionen Menschen haben sich laut Zille als Asylsuchende registrieren lassen. Sie verheimlicht zwar nicht, dass der Migrationsstrom ihr Land überfordert – zum Beispiel, weil viele auch nach Ablehnung des Asylantrags illegal im Land bleiben.

Dank seiner Asylbewerbernummer habe der Migrant aber zahlreiche Rechte und Freiheiten, die ihn Einheimischen gleichstellen. Nur zwei Dinge darf er nicht: politisch aktiv sein und Sozialleistungen beziehen. Durch Letzteres ist er gezwungen, sich möglichst gut zu integrieren und sich auf dem Arbeitsmarkt zurechtzufinden. «Die qualifizierten Einwanderer», so Zille, «sind in der Regel unternehmerisch und arbeitsam.» Viele würden Unternehmen aufbauen und Jobs schaffen.

Für Flüchtlinge aus Nachbarländern ist die Integration in Südafrika leichter als im Westen, weil sie, allen Unterschieden zu ihrer Heimat zum Trotz, in ihrem Kulturkreis weiterleben können, wenn sie nach Johannesburg oder Kapstadt emigrieren. Die Uno arbeitet deshalb mit Tunesien zusammen, um dort ein Asylsystem aufzubauen. «Gelingt dies, könnten dort asylrechtlich einwandfreie Verfahren laufen», sagt Türk.

Das israelische Modell zur Lösung des Migrationsproblems beinhaltet unter anderem eine aktive Aussiedlung von Flüchtlingen, die in der Regel aus Eritrea oder aus dem Sudan stammen. Ein Drittland nimmt sie auf, damit die Afrikaner in einem Land auf ihrem Kontinent eine neue Heimat finden – die Rede ist von Ruanda und mindestens einem weiteren Land. Israel lässt sich das etwas kosten. Laut Ruandas Präsident Paul Kagame soll sein Staat für die Aufnahme der Flüchtlinge «Millionen von Dollars» erhalten. Eine zusätzliche Massnahme hat den Flüchtlingsstrom aus Afrika inzwischen auf praktisch null reduziert, nachdem im Jahre 2012 noch mehr als 10 000 Afrikaner in Israel Zuflucht gesucht hatten: die Mauer an der Grenze zu Ägypten, die seit zwei Jahren die Fluchtroute durch den Sinai von Israel trennt.

Gabriels Zeichen

Von Henryk M. Broder — Das grosse Rennen um Geschäfte mit der Öl-Macht Iran.



Anders als in den Niederlanden, in der Schweiz oder in Österreich gilt es in Deutschland als unfein, über Geld zu sprechen. Man kann einen Freund oder Kollegen eher fragen,

wann er zuletzt Sex mit seiner Frau hatte, als danach, wie viel er verdient. Das gehört sich nicht. Geld gehört zur Intimsphäre. Zugleich wird es metaphysisch überhöht. «Unsere Deutsche Mark» war lange der Kern der deutschen Identität, und als sie zugunsten des Euro abgeschafft wurde, musste eine neue emotional aufgeladene Beziehung her. «Der Euro ist mehr als eine Währung», sagt die Kanzlerin, ohne zu verraten, worin das «mehr» liegt.

Man redet also nicht übers Geld, läuft ihm aber nach beziehungsweise entgegen. Merkels Stellvertreter, Wirtschaftsminister Gabriel, ist als erster westlicher Politiker seit der «Einigung im Atomstreit» am 14. Juli nach Teheran gereist, um «ein Zeichen zu setzen», dass «der Verzicht auf Atomwaffen» sich für beide Seiten lohnen würde. Aber das war natürlich nicht der einzige Zweck der Reise. Worum es ging, brachte Claus Kleber im ZDF in einem Satz auf den Punkt. «Gerade öffnet sich in Teheran eine Tür, und der deutsche Wirtschaftsminister ist so geschwind da reingehuscht, dass er der Erste ist im Rennen um neue Geschäfte mit der Öl-Macht Iran.» Bevor der Gold-Rush einsetzt, wollte Gabriel die Claims für die deutsche Wirtschaft abgesteckt haben. Nebenbei hatte er auch ein Anliegen im Gepäck. Er wollte «für eine neue Rolle des Iran in der Region» werben; mit «Blick auf Syrien und den Irak» sollte das Land «zum Motor für friedliche Konfliktlösungen» werden.

Das war so realistisch, als hätte der deutsche Minister einen Pyromanen gebeten, die Leitung der Feuerwehr zu übernehmen.

Während Gabriel den Ajatollahs Honig in die Bärte schmierte, fand in Berlin eine Feier zur Erinnerung an die Widerstandskämpfer um Oberst Graf Stauffenberg statt, die nach dem gescheiterten Anschlag vom 20. Juli 1944 hingerichtet wurden. Zynischer kann Politik nicht sein. Daheim wird der Helden gedacht, die einen Diktator umbringen wollten, in der Ferne werden dessen geistige Erben hofiert. Damit sie noch mehr Autokrane aus deutscher Produktion kaufen, um sie als fahrbare Galgen benutzen zu können.

Adieu, Suppenknorri

Von Silvio Borner — Das Parlament will den Wettbewerb stärken, indem es die Importpreise senkt und die Swissness schützt. Mit beiden Vorschlägen schießt sich die Schweiz in den eigenen Fuss.

Wirtschaftspolitische Fehler werden häufig in Kauf genommen, weil es angeblich um höhere Werte und mehrere Ziele geht als um schnöde Effizienz durch Wettbewerb. Motto: Für mehr Gerechtigkeit, Solidarität, Nichtdiskriminierung und heutzutage vor allem zur Vermeidung des klimabedingten Weltuntergangs nehmen wir halt ein paar ökonomische Nachteile in Kauf. Leider treten diese Nachteile mit Sicherheit auf, während die Wahrscheinlichkeit gross ist, dass die anvisierten Ziele verfehlt werden.

Derzeit liegen zwei Vorlagen auf den Pulten unserer Parlamentarier, die den Wettbewerb stärken sollen. Zum einen geht es um die Swissness-Vorlage, welche die internationale Wettbewerbsfähigkeit von Schweizer Produkten verbessern will. Zum andern ist es die Initiative von Ständerat Hans Altherr (FDP), welche das Kartellgesetz verschärfen möchte, um insbesondere die Importpreise wettbewerbsrechtlich in den Griff zu kriegen. Gut gemeint genügt aber nicht; denn in beiden Fällen würden die nicht beabsichtigten Folgen dem Standort Schweiz unterm Strich klar schaden.

Das ist beim Kartellgesetz leicht aufzuzeigen, weil vertikale Abreden – also beispielsweise Abreden zwischen Hersteller und Detailhandel – in aller Regel den Wettbewerb zwischen den Marken stärken. Und weil der dem Vorstoss zugrundeliegende Begriff der «relativen Marktmacht» in einen bürokratischen Dschungel führen müsste. Wenn ausgerechnet Coop oder Migros Markenartikeln «relative Marktmacht» unterstellen, grenzt das ans Lächerliche. Zudem ist unvorstellbar, wie ausländische Lieferanten oder Händler gezwungen werden könnten, den schweizerischen Handel zu europäischen Tiefstpreisen zu beliefern, wie dies Altherr offenbar vorschwebt. Opfer würden primär die heimischen Markenartikelproduzenten.

Nur die Bauern profitieren

Zurzeit versucht Rivella, im grenznahen Ausland Fuss zu fassen, was nur mit Preiszugeständnissen funktionieren kann. Aber wie könnte Rivella im Ausland neue Absatzmärkte erschliessen, wenn das Unternehmen dann die Grosshandelspreise im gefestigten Inland auf das europäische Niveau senken müsste? Zudem wird übersehen, dass für Schweizer Kunden die

Detailhandelspreise relevant sind und nicht die Einkaufspreise. Hier könnte die Wettbewerbskommission (Weko) ruhig mal die Marktmacht des Duopols Migros und Coop anschauen, statt auf Nivea, Jura oder BMW herumzuhacken.

Swissness will sicherstellen, dass «drin ist, was draufsteht». Im Zug der Globalisierung sind die Wertschöpfungsketten von Industriegütern so lang und komplex geworden, dass das nationale Markenimage wichtiger ist als der nationale Anteil. Mercedes oder Audi sind und bleiben deutsche Qualitätsautos, auch wenn sie ganz woanders hergestellt werden.

Heikel für die Schweiz wird es bei industriell verarbeiteten Lebensmitteln. Hier sollen gemäss Gesetzesvorlage 80 Prozent aller Rohstoffe aus der Schweiz stammen. Das führt zu einer heillosen Bürokratie, um Nachweise zu erbringen und Ausnahmegewilligungen einzuholen. Wer profitiert, ist einmal mehr die Landwirtschaft, weil das 80-Prozent-Kriterium

protektionistisch und monopolisierend wirkt und die Agrarpreise abermals erhöht.

Völlig daneben wäre es, diejenigen Markenhersteller ins Ausland zu vertreiben, die ausschliesslich importierte Rohstoffe wie Kakao, Rohrzucker oder Kaffee verarbeiten. Swissness besteht hier vor allem in der Sorgfalt, Präzision und Qualität der Verarbeitung zu



Schokolade, Bonbons, Biskuits oder Getränken. Zentral ist, dass ein Schweizer Unternehmen den ganzen Produktionsprozess integral steuert und für die Qualitätskontrolle der vorgelegerten und nachgelagerten Wertschöpfungsstufen die volle Verantwortung übernimmt.

Wenn ich Pommes-Chips vergleiche, ist die Herkunft der Kartoffeln Nebensache. Die Grundstoffe der weltberühmten Schweizer Schokolade oder von Nespresso wachsen ja auch nicht im Inland. Aber gerade global operierende Konzerne, die bei Suppen oder Schokolade auf Schweizer Qualität in Verarbeitung und Vermarktung setzen – zum Beispiel Knorr –, würden als Erste aus der rohstoffmässig überregulierten Schweiz abhauen. Kleinere und mittlere und rein schweizerische KMU wie Maestrani, Kambly oder Rivella hätten wohl am meisten zu leiden. Lachhaft ist, dass die Schweizer Herkunft auch das grenznahe Ausland einschliesst, wenn Schweizer Bauern dort ihre Kühe weiden oder ihre Rüben pflanzen. Hier wird schon heute über den Hag gefressen.

Schwarzweisse Schablonen

Von Hansrudolf Kamer — Das Kirchenmassaker in Charleston hat die Amerikaner mit ihrem Bürgerkrieg vor 150 Jahren konfrontiert. Die Flagge der Südstaaten wird zum Symbol des Rassismus umgedeutet.



Drei Wochen nach dem Attentat in Charleston stimmte die Legislative in South Carolina dafür, die Flagge der Konföderierten vom Mast des State Capitol zu entfernen. Mitte Juni hatte ein 21-jähriger

Weisser neun schwarze Kirchgänger mitten im Bibelstudium erschossen. Bevor er das Feuer eröffnete, gab er seinem Hass auf alles Afro-amerikanische Ausdruck.

Es war nicht die erste rassistische Untat in Amerika, und die Reaktionen entsprachen zunächst dem bekannten Muster: Verurteilungen des Verbrechens durch Politiker und viele andere Zeitgenossen. Es folgten die Forderungen nach schärferen Waffengesetzen. Dann kam die Selbstbezeichnung: «Wir sind alle Rassisten.» Der Verdacht wurde geäussert, Amerika habe seine dunkle Vergangenheit nicht wirklich überwunden.

Der Täter hatte ein Bild von sich mit einer Flagge der Konföderierten, der abtrünnigen Südstaaten im Bürgerkrieg von 1861 bis 1865, ins Netz geladen. Man hatte damit einen neuen Beweis dafür, dass dieses ominöse Fahmentuch Sklaverei und Rassismus symbolisierte. Der Bann aller Insignien der Sezessionisten erschien als geeignetes Rezept für eine Katharsis.

Normalerweise wäre auch dieses Anliegen versandet. Doch Nikki Haley, die republikanische Gouverneurin von South Carolina, stellte sich hinter die Bilderstürmer. Sie ist die Tochter einer indischen Sikh-Familie, in Amerika geboren. Auch in einem andern Staat des alten Südens, in Louisiana, regiert ein indischstämmiger Gouverneur, Bobby Jindal.

Souverän reagierten die Familien der Opfer. Nur zwei Tage nach dem Massaker sprachen sie von Erlösung und Versöhnung, ganz im Geist der alten Bürgerrechtsbewegung. Selbst dem Mörder waren sie bereit zu vergeben. Stille und Würde als Kontrast zu den Krawallen in Ferguson und Baltimore waren augenfällig und wichtig für die Abstimmung im Parlament von South Carolina.

Dass die Südstaatenfahne von öffentlichen Gebäuden verschwindet, verhindert keine Attentate und verändert wenig. Die Bewirtschaftung von Rassenspannungen ist ein Reflex,

dem Politik und Medien nicht entsagen können. Es ist allzu einfach, mit Einzelfällen Stimmungsmache zu betreiben.

Ein Kolumnist schreibt in der *Washington Post*: «Der Täter, der kaltblütig die unschuldigen Kirchgänger in der Emanuel African Methodist Episcopal Church tötete, existierte nicht in einem Vakuum. Er inhalierte tief den Rassenhass, der ständig aufsteigt wie der faule Geruch aus der Kloake.»

Nichtsdestotrotz ist die Toleranz gegenüber anderen Rassen in den USA grösser als anderswo – etwa in Frankreich. Auch die jüngsten Fälle von Polizeibrutalität, so bedauerlich sie sind, machen weniger als ein Promille der gesamten amerikanischen Polizeiwirklichkeit aus. Und dass mehr Schwarze als Weisse in den Gefängnissen darben, hat andere Ursachen.

Amerikas Geschichte ist vielschichtiger

Präsident Obama, der beim Memorial-Gottesdienst in Charleston eine eloquente Trauerrede hielt, widerstand der Aufforderung in der *New York Times*, er müsse sich im Namen Amerikas für die Sklaverei entschuldigen. Und zu einem allgemeinen Sturm auf südstaatliche Kriegsdenkmäler, dem viele sorgfältig gepflegte Gedenkstätten zum Opfer fallen würden, wird es nicht kommen.

Amerikas Geschichte ist vielschichtiger als die simple Gleichsetzung einer Flagge mit Rassismus. Der Norden kann sich nicht damit entlasten, dass er alle Schuld am Gemetzel Dixie zuschiebt. Sklaverei und Rassismus waren nicht exklusiv südstaatliche Phänomene.

Dieses Bewusstsein ist stark verbreitet. Auch sechs Generationen nach der Kapitulation des Südens beschäftigt das Geschehen öffentliche Diskussionsveranstaltungen. Neuinszenierungen von Schlachten an historischen Stätten versammeln Nachfahren der Yankees und der Rebellen. Jedes Jahr nimmt die Flut an Publikationen zu. Und Abraham Lincoln, der ermordete Einiger Amerikas, gilt immer noch als der grösste aller Präsidenten mit Ausnahme George Washingtons.

James McPherson schreibt in seiner Geschichte des Bürgerkriegs, dass beide Seiten vorgaben, für die Freiheit zu kämpfen. Der Süden, so schrieb Präsident Jefferson Davis, sei gezwungen gewesen, zu den Waffen zu greifen, um seine politischen Rechte, Freiheit, Gleichheit und staatliche Souveränität zu verteidigen. Lincoln dagegen argumentierte universalistisch, der Süden zerstöre die Union, die letzte und beste Hoffnung für die Erhaltung republikanischer Freiheiten auf der Welt.

Es ging um die Union. Die Abschaffung der Sklaverei wurde erst dann zum Kriegsziel, als dies politisch und militärisch zweckmässig wurde. Auch unter jenen, die überzeugt waren, dass die menschliche Knechtschaft enden müsse, gab es nur wenige, die glaubten, die Schwarzen seien den Weissen ebenbürtig. Es war eine andere Zeit. Oder, wie sich ein Historiker ausdrückt, ausser der Hautfarbe der Herren und Sklaven gebe es wenig Schwarzweisses in diesem Bürgerkrieg.



«Wir sind alle Rassisten»: Entfernung einer Südstaatenfahne in Columbia.

«Kein öffentliches Interesse»

Von Christoph Mörgeli

Mauern. Nebeln. Vertuschen. Wäre der Revisor Daniel Senn nicht über seine eigene Strafanzeige gestolpert, wüssten wir nichts von den Strafverfahren, die gegen ihn laufen. Eine behördliche Wagenburg sorgte dafür, dass kaum etwas nach aussen sickerte. Wenn je ein Revisor von öffentlichem Interesse war, dann der frühere KPMG-Mann Daniel Senn, der im Auftrag der Finma Oskar Holenwegers Tempus-Bank zwangsweise verschachtelte und im Auftrag des Bankrates den Persilschein für Ex-Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand ausstellte.

Der erste Aufklärungsversuch geschah am 22. März 2012 an dieser Stelle mit der Kolumne «Seltsame Revision, seltsamer Revisor». Darin erhob ich den Vorwurf, dass Daniel Senn als «Lead Audit Partner» der Bank Sarasin genau dort ein «höchst aktives Bankkonto» unterhielt. Das wäre absolut unvereinbar mit Senns Rolle als Revisor des Bankrates der Nationalbank im Fall Hildebrand, welcher als oberster Währungshüter ebenfalls bei der Bank Sarasin Insidertransaktionen durchführte. Doch mein Brief an die Revisionsaufsicht stiess ebenso ins Leere wie das Quartett meiner Vorstösse im Parlament. Regelmässig wurde ich abgeputzt, es handle sich bei Senn nicht um eine Person von öffentlichem Interesse.

Der Bundesrat verstieg sich gar zur Behauptung, Daniel Senn habe sich nach sechzehn Jahren bei der KPMG «entschieden», einen «neuen Karriereschritt zu machen und das Unternehmen zu verlassen». Längst weiss man, dass Senn die KPMG keineswegs freiwillig verliess. Die Revisionsaufsicht hat ihm ohne Angabe von Gründen die Lizenz entzogen. Die Bundesanwaltschaft hat ohne Angabe von Gründen ein Strafverfahren gegen ihn eröffnet – normalerweise wird die oberste Anklagebehörde bei Insiderdelikten aktiv.

Es ist ein Skandal, dass die Finma in ihrem Jahresbericht nicht bekanntgab, dass ein Strafverfahren gegen einen ihrer Revisoren läuft. Es ist ein Skandal, dass die KPMG keine Strafanzeige gegen Senn eingereicht hat. Das bundesrätliche Duo Widmer-Schlumpf/Sommaruga hat ein Motiv zum Verschleiern: Es geht um die Abwehr von ebenso happigen wie begründeten Staatshaftungsklagen des Bankiers Oskar Holenwegers. Und es geht um die Glaubwürdigkeit der Weisswaschung Hildebrands, den Finanzministerin Widmer-Schlumpf bis zuletzt unter allen Umständen zu halten versuchte.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Axpo kauft deutsche Volkswind

Von Peter Bodenmann — Leuenberger und Karrer haben nie begriffen, wie der ökologische Umbau funktionieren wird.



Spitzenenergie statt Flutterstrom: Windpark in Sachsen-Anhalt.

Kein Land – Norwegen ausgenommen – hat bessere Voraussetzungen als die Schweiz, um seinen Strom ohne Atom und ohne fossile Energien zu produzieren. Schlicht und einfach, weil die Schweizer Wasserkraft mit ihren Stauseen und Pumpspeicherkraftwerken aus Flutterstrom Spitzenenergie macht.

Wir sind – verglichen etwa mit Deutschland – sowohl bei alternativen Energien wie beim Ausstieg aus der Atomenergie unaufholbar im Rückstand. Moritz Leuenberger hat in fünfzehn Jahren wenig bis nichts bewegt. Weil ihn SP und Grüne ungestört schlafen liessen. Jetzt gingen die selbsternannten rot-grünen Verfechter des Atomausstiegs Doris Leuthard auf den Leim. Wir steigen gar nicht aus, sondern wir lassen den ältesten Atomkraftwerkpark der Welt weiterlaufen. Und glauben, er sei so sicher wie einst der Sieg in Marignano. Die Physikerin Merkel nimmt derweil bis 2022 alle deutschen Atomkraftwerke vom Netz.

Das Problem der Schweiz beim Ausstieg: Wir produzieren mit der Wasserkraft zu wenig Strom im Winter. Solarenergie fällt vorab im Sommer an. Nur auf 2000 Metern über Meer erstellte nachgeführte Solarkraftwerke würden mehr als vierzig Prozent der Energie im Winter produzieren. Doch die will niemand.

Der Wind pfeift uns vorab im Winter um die Ohren. Deshalb ist Windenergie die ideale Ergänzung zur heimischen Wasserkraft. Aber

auch hier laufen unsere Landschaftsschützer gegen den ökologischen Umbau Sturm.

Einen vernünftigen Schritt in die Zukunft macht – wer hätte das gedacht – die parastaatliche Axpo. Weil sie in Sachen Windenergie von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, kauft sie jetzt das deutsche Unternehmen Volkswind. Dieses plant, baut und betreibt Windparks. Alles Dinge, die die Axpo – zwölf Jahre Heinz Karrer lassen grüssen – nicht gelernt hat.

Volkswind hat bewilligte Projekte für 460 MW. Und weitere Projekte mit einer Leistung von 2500 MW in der Pipeline.

Mit diesen rund 3000 MW kann man locker einen Drittel des Schweizer Atomstroms ersetzen. Durch Produktion im nahen Ausland. Zu einem Spottpreis, weil der Schweizer Franken stark ist und die beteiligten Axpo-Kantone das Geld zinsfrei bekommen.

Gefahr 1 — Die Marignano-Lölis von der SVP kippen mit den Bilateralen auch das für die Axpo lebenswichtige Stromabkommen.

Gefahr 2 — Die zu teuren parastaatlichen Axpo-Bürokratien fahren Volkswind ökonomisch an die Wand. Zuzutrauen ist das den Karrer-Boys, weil sie alle nachweislich nie begriffen haben, wie der ökologische Umbau funktioniert.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das gibt nur Ärger

Von Kurt W. Zimmermann — Im Medienjournalismus sind die herrschenden Verhältnisse die Verhältnisse der Herrschenden.

Vor fünf Wochen stellte der *Spiegel* seinen Medienteil ein. «Texte aus der vielfältigen Welt der Medien», so versicherte das Blatt, «finden unsere Leser künftig an entsprechend vielen Orten im Heft.»

An den entsprechend vielen Orten im Heft erschienen seitdem gerade zwei Artikel zum Thema, einer über Modejournalismus und einer über Sat 1.

Auch das Schweizer Fernsehen gab auf. Vor gut zwei Jahren lancierte es seinen «Medienclub». Es sollte eine kritische Talkrunde werden, weil «die Medien immer wieder selbst Anlass zu Diskussionen geben».

Nach nur vier Ausgaben schief die Sendung ein. Nun kündete SRF einen Zweitstart an. Franz Fischlin von der «Tagesschau» wird Moderator. Ein zweites Scheitern wäre nicht überraschend.

Medienjournalismus ist in den Medienhäusern die unbeliebteste Disziplin des Journalismus. Die tägliche Mediennutzung von Radio, TV, Internet und Presse liegt zwar heute bei acht Stunden. Doch über die Akteure dieser acht Stunden erfahren wir fast nichts.

Vor sieben Jahren verschwand die letzte tägliche Medienseite des Landes, jene der *Aargauer Zeitung*. Seitdem gibt es in der Tagespresse an ständigen Gefässen nur noch die wöchentliche Medienseite in der *NZZ*.

Der Grund für das Desinteresse ist simple Ökonomie. Karl Marx würde es so formulieren: «Im Medienjournalismus sind die herrschenden Verhältnisse die Verhältnisse der Herrschenden.»

Das Mediengeschäft ist enorm konzentriert. Nur noch vier grosse Schweizer Verlagshäuser kontrollieren den privaten Markt: Ringier, Tamedia, die *NZZ*-Gruppe und die *AZ* Medien. Kommerziell arbeiten sie oft eng zusammen. Ihre Journalisten können darum nicht kritisch über andere Verlage schreiben, ohne das Business des eigenen Hauses zu tangieren. Das aber ist unerwünscht.

Medienjournalismus ist stets ein internes Risiko für externe Geschäftsbeziehungen.

Exemplarisch zeigt sich dieses Dilemma beim Medienteil der *NZZ*. Die Redaktion verzichtet völlig auf recherchierte Storys und Hintergründe zu den anderen Grossverlagen wie Tamedia, Ringier und *AZ*-Mediengruppe. Die Gefahr für Konflikte ist offenbar zu gross. Stattdessen schreibt die Medienseite lieber über unverfängliche Themen, zuletzt etwa über türkische Comics, über britische Radios und über Schwulenmagazine in Uganda.



Ist das eine gute Idee?

In Deutschland ist es noch ein bisschen anders. Die Marktteilnehmer sind weniger verfilzt. Grosse Zeitungen wie *Süddeutsche*, *FAZ* und *Tagesspiegel* leisten sich noch eine tägliche Medienseite.

Aber auch in Deutschland wachsen Druck und Nervosität in der Branche. Die Medienredaktion des *Spiegels* etwa sorgte immer wieder für Unmut bei hauseigenen Geschäftspartnern wie Bertelsmann, Axel Springer und RTL. Das Problem könnte mit dem Ende des Medienteils nun gelöst sein.

Bei uns war man noch schneller. Schon im Jahr 2002 schaffte der *Tages-Anzeiger* seinen mehrseitigen Medienbund ab. Seit längerem plant das Blatt, nun wieder einen regelmässigen Medienteil einzuführen.

Ist das eine gute Idee? Im Jahr 2002 konnte die Medienredaktion des *Tages-Anzeigers* noch unbeschwert über die ganze Branche schreiben. Seitdem hat ihr Tamedia-Verlag die *Berner Zeitung* übernommen, den gesamten Westschweizer Pressemarkt aufgekauft, ist Medienmonopolist in Winterthur und Zürichs Landschaft geworden, macht den digitalen Auftritt der *Basler Zeitung*, hat gemeinsame Online-Firmen mit Ringier aufgebaut, ist Partner der *Swisscom* und druckt die *NZZ*.

Ich rate dem *Tages-Anzeiger* dringend ab, einen Medienteil einzuführen. Das gibt nur Ärger.

Lustwandel

Von Beatrice Schlag — Ekliges Schweigen.

Heute läuft in der Schweiz der Film «*Magic Mike XXL*» an, dessen Held einst seinen Lebensunterhalt als Stripper bestritt und von seinen alten Kollegen zu einer letzten

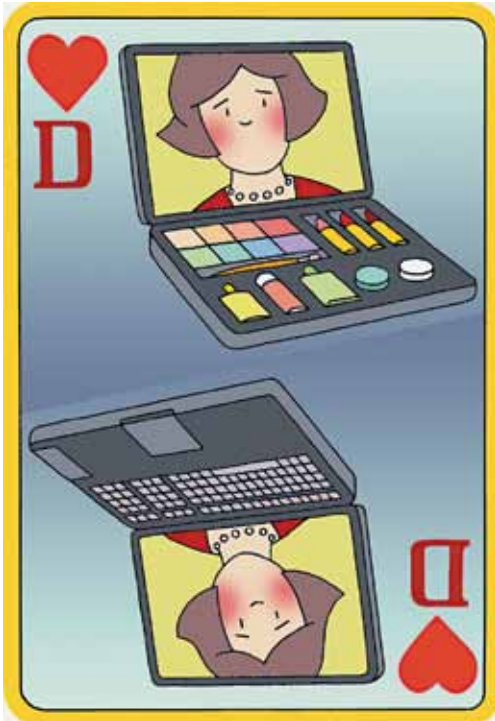


Show überredet wird. Die Schweizer Kritiken sind verhalten bis harsch. Die *NZZ* nannte das Drehbuch uninspiriert und den Film «laut, aber unlauter». *20 Minuten* warnte, Feministinnen werde der Film kaum gefallen. Mein Kollege Wolfram Knorr schreibt in dieser Nummer: «Die Sixpacks von Channing Tatum und der anderen sind nicht abendfüllend – vielleicht aber für die Damenwelt.» Tatsächlich sind die Frauen in den USA, wo der Film früher anlief als in Europa, überwiegend begeistert. Allerdings weniger von Sixpacks und kreisenden Männerhüften, sondern davon, endlich einen Film zu sehen, in dem sexuelle Wünsche von Frauen Thema sind. «Der Film», schrieb *Cosmopolitan*, «versteht, dass das Vorspiel der Schlüssel zur weiblichen Sexualität ist. «*Magic Mike XXL* ist Vorspiel.» Wann gab es je einen Blockbuster, der unverhohlen darauf ausgerichtet war, weibliches Begehren zu wecken? Sagen Sie nicht «50 Shades of Grey». Das war Kitsch mit Peitschen.

Den Männern fiel die Marktlücke jahrzehntelang nicht einmal auf. Praktisch jeder Porno und jeder Action/Gewalt/Sex-Film hat einzig den Zweck, heterosexuelle Männer anzumachen. Dass Frauen davon selten angeturnt werden, weil ihre sexuellen Wünsche ganz andere sind, verschief die Film- und Video-Industrie und liess sich damit Millionen entgehen. «Sind wir endlich bereit, weibliches Begehren zu feiern?», fragte vorsichtig die *Huffington Post*, als in den USA Zuschauerinnen vor «*Magic Mike XXL*» Schlange zu stehen begannen. Vorsicht ist durchaus angesagt. Aber es gibt auch andere Anzeichen, dass das öffentliche Schweigen darüber, was Frauen Lust macht, wackelt. Sängerinnen wie Nicki Minaj oder Stand-up-Comedian Amy Schumer sagen unverblümt, Sex ohne weiblichen Orgasmus liege überhaupt nicht drin. Schumer, die subversivste unter den US-Komikerinnen, wenn es um Sex geht, behauptet von sich: «Ich wiege fast achtzig Kilo und bekomme so viele Männer für Sex, wie ich will. Wenn ein Mann sagt, er könne jede pussy kriegen, ist er ein Arsch. Aber wenn zwei dasselbe sagen, ist es manchmal lächerlich, zu leugnen, dass es nicht dasselbe ist.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich die mir Fremden vis-à-vis im ÖV fragen, ob sie kein eigenes Zuhause haben, wenn sie vor mir ihr Necessaire ausleeren und anfangen, sich zu schminken, sich die Fingernägel zu feilen und zu lackieren, und zuletzt noch ihre Haare zu bürsten und sich parfümieren?

Cornelia Nick, Watt

Der ÖV ist kein Hort für Guterzogene. Da fliegen Schuppen, stinken Kebabs, nerven Bässe aus Ohrstöpseln und werden lauthals Telefongespräche geführt, die vor Banalität krachen. Nichts davon ist verboten. Ich würde mir an Ihrer Stelle die Frage verkneifen, denn Ironie prallt an dumpfen Menschen ab wie eine Stecknadel an Beton. Sie bekämen bestenfalls eine patzige Antwort, die Ihre Laune nicht hebt. Lösen Sie lieber das Sudoku, das in keiner Gratiszeitung fehlt. Vermutlich nicht zufällig: Das Kniffelquadrat hat die unbezahlbare Eigenschaft, einen völlig von der Umgebung abzulenken. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Lukas Bärfuss und seine abgehobenen Freunde aus dem Feuilleton sollten dem Kapitalismus eine Dankeskarte schreiben.» *Marco Mächler*

Eine Liebeserklärung

Nr. 29 – «Der Seher von Thun»; Eugen Sorg über Lukas Bärfuss

Nolens volens verpasst Eugen Sorg Lukas Bärfuss eine Liebeserklärung. Wenn Neid in Bewunderung kippt, ist es das höchste aller Gefühle. *Claudia Benoit, per E-Mail*

Warum die Aufregung? Nur ein weiterer inkonsequenter, langweiliger Nachahmer aus dem linken Mächtetern-Literatensumpf. Ein Selbstdarsteller mehr, der sein Dasein dank unseren Steuergeldern genießt.

A. Staub, Hagendorn

Lukas Bärfuss kopiert das Geschäftsmodell der katholischen Kirche, und sich selbst hält er für modern. Den Kapitalismus erklärt er zur Sünde. Tragisch wie ironisch ist die Tatsache, dass er selbst nicht erkennt, dass die freie Marktwirtschaft, die er so verteufelt, eben jene Mittel erschafft, die es uns überhaupt erst erlauben, solche Proleten wie ihn zu finanzieren, um uns selbst zu geisseln. Dass die Groupies, die ihn umschwärmen, sich selbst zur intellektuellen Elite erklären, macht das Ganze auch nicht besser. Bärfuss und seine abgehobenen Freunde aus dem Feuilleton sollten dem Kapitalismus eine Dankeskarte schreiben, denn ohne ihn wären sie das, was sie so sehr verachten: Bauern und Waldmensen.

Marco Mächler, Stäfa

Ich habe versucht, Lukas Bärfuss in der Sendung «Sternstunde Philosophie» zu seinem Roman «Koala» zu folgen. Dieses etwa zwanzigminütige Unterfangen (mehr schaffte ich nicht) wurde jedoch zu einer Quelle fast durchgehender Bestürzung. Da vernahm ich zum Beispiel, dass Selbstmord (nur schon der Raum, den das Philosophieren darüber einnahm, warum genau dieses Wort und nicht ein anderes gewählt worden war, war verblüffend) eine «verbreitete Angelegenheit» und «gesellschaftlich relevant» sei. Ich hoffte lange, es käme irgendwann noch etwas mit Gehalt, aber es blieb ein dilettantischer, gespreizt ausgedrückter Versuch der Analyse seines eigenen Unwohlbefindens. Auch die bemühenden Fragen der Moderatorin konnten meinen Geist nicht davor retten, dass er sich schon bald in seinen eigenen Imaginationsraum verabschiedete und dort den deutungsschwangeren Satz fand: «Was soll das!»

Zumindest mein Intellekt konnte dieser krampfhaft gesuchten und nicht gefundenen Tiefe nichts entnehmen, was ihn hätte befruchten können. Mein Verstand kapitulierte



«*Krampfhaft gesuchte Tiefe*»: Autor Lukas Bärfuss.

vor diesen unterschwelligten Moralpredigten und Projektionen auf die böse Welt, was nach seinen Worten aber Poesie und Kontemplation sei. So musste ich noch vor der Halbzeit, fassungslos zurückbleibend, wegzappen.

Hanna Willmann, Basel

Unsitte der Falschzeugnisse

Nr. 29 – «Ärztlich bewilligter Betrug»; Alex Baur über Arztzeugnisse

Die Unsitte der Falschzeugnisse hat in den letzten Jahren markant um sich gegriffen. Dabei ist unklar, ob es seitens der Ärzte naive Gutgläubigkeit ist oder die Unfähigkeit, eine klare Diagnose zu stellen. Der Arzt verhält sich dabei nicht als Heiler, sondern im besseren Falle als Anwalt und in den anderen Fällen als Komplize des Betrügers. Den Betroffenen ist damit auch nicht geholfen, denn diese Strategie ist ein Bremsklotz für die berufliche Karriere. Die Verluste, die durch Falschzeugnisse entstehen, dürften bei Staat und Wirtschaft jährlich in die Milliarden gehen. *Erhard Humm, Uznach*

Als Unternehmer danke ich für die Berichterstattung. Oft fühlen sich Arbeitgeber ausgeliefert, und der Frust ist hoch. Der Arzt und der «Patient» können sich hinter dem «Arztgeheimnis» verstecken. Diese Vorgehensweise bei Arztzeugnissen wird nicht nur gegen Entlassungen angewendet, sondern auch, wenn zum Beispiel Ferientage nicht bewilligt werden. Das System der Arztzeugnisse ist falsch, denn der Arzt hat kein

Interesse, seinem Patienten nicht zu helfen. Erstens sichert dies für ihn schöne Einnahmen und regelmässig «einfache» Kurztermine mit einem Patienten, welcher ja sicherlich die entsprechende Arztrechnung auch nicht kritisch überprüft. Andererseits kostet dies den Patienten ja nichts.

Man kann auch sagen, dass sich zwei gefunden haben, und die Zeche bezahlen andere – unter anderem eben Arbeitskolleginnen und -kollegen, welche dann das Blaumachen im Betrieb auffangen müssen. Zum gleichen Thema passt die verschriebene Arbeitsunfähigkeitszeit. Ich staune immer wieder, wie der Arzt punktgenaue Absenzen in Wochen voraussehen kann, und dann ist der Montag, 7 Uhr, oft der Zeitpunkt, wenn alle Verletzungen und Krankheiten von 100 Prozent auf null verschwunden sind und die Mitarbeiterin oder der Mitarbeiter wieder einsatzbereit im Betrieb steht. *Carlos Reinhard, Thun*

Grosszügige Gehälter

Nr. 29 – «Schattenlohn aus der Stadtkasse»; Florian Schwab über Stadtangestellte

Es ist keine Überraschung, dass die Stadt Winterthur ihren Angestellten besonders grosszügige Gehälter und Pensionen zahlt. Während der Zeit der Linksregierung mit SP-Stadtpäsident Ernst Wohlwend an der Spitze wurde kräftig Steuergeld umverteilt, mit dem Ergebnis, dass heute an allen Ecken und Enden die für die Aufrechterhaltung des Stadthaushalts erforderlichen Mittel fehlen. Es wird langanhaltender Anstrengungen und beträchtlicher Korrekturen bedürfen, um die nötigen Korrekturen in die Wege zu leiten. *Rudolf Althaus, Winterthur*

Entweder ist es Medizin oder nicht

Nr. 29 – «Qualität statt Quacksalberei»; Markus Senn über Naturheilpraktiker

Eine «seriöse Alternativmedizin» gibt es nicht. Entweder ist es Medizin, die hilft, oder sie ist es eben nicht. Über Umwege schreibt Herr Senn (sinngemäss) selbst: Diese neue Fachprüfung dient im Wesentlichen dazu, sicherzustellen, dass die «Heil»-Praktiker ihre Patienten nicht umbringen. Zudem, wie es richtig heissen müsste: Die Homöopathie konnte in den letzten 200 Jahren keinen Wirksamkeitsnachweis erbringen. Im Übrigen gehört das Potenzieren mit dem Klopfen gegen den Erdmittelpunkt eindeutig ins Reich des Aberglaubens und nicht ins Gesundheitswesen.

Peter Ruoss, Niederglatt

Erstaunt über die Vernunft

Nr. 29 – «Wir sind global, universell»; Interview mit Anwalt Peter Nobel

«Wir waren immer eine dienliche [...] Nation», nostalgisiert Peter Nobel und geisselt – wie übrigens viele seiner inzwischen etablierten und angepassten Alt-68er-Kollegen vom Schlage

eines Leuenberger oder Schawinski – den Volksentscheid vom 9. Februar 2014 als «verheerend». Und tritt nach, die Schweiz verstöre damit das Ausland mit einem «aggressiven Signal der Abweisung». Ziemlicher Unsinn von einem sonst erfrischend unkonventionellen und blitzgescheiten Professor, der übrigens immer wieder erstaunt sei, wie beim Volk die Vernunft zum Ausdruck komme. Ex cathedra lässt sich das wirkliche Volksempfinden halt nur sehr theoretisch, wenn überhaupt, nachvollziehen.

«Dienlich» ist heute eher ein Schimpfwort. Vor allem als Attribut für eine Nation. Sollte sie je bestanden haben, findet besagte schweizerische Eigenschaft in Zeiten, wo nur noch der Profit zählt, für ein Land wohl keine Daseinsberechtigung (mehr). Jene, die sie früher erleben durften, waren dankbar, integrierten sich rasch und gut, von selbst und ohne «Sondersettings», suchten Arbeit statt IV-Renten. Heute wird Nobels helvetische «Dienlichkeit» tagtäglich übelst missbraucht, wie leider in jeder Ausgabe der *Weltwoche* zu lesen ist. Es ist nicht davon auszugehen, dass Peter Nobel diese Tatsachenberichte liest, sonst wäre er in dieser hochbrisanten Thematik etwas mehr Realist.

Immerhin erkennt der brillante Jurist, dass EMRK-Gremien die Auslegung der Menschenrechte zu weit treiben. Dass dies jedoch lediglich zu «Unzufriedenheit» führe, ist erschreckend und naiv schöngeredet. Denn der angeblich «massiv übertriebene politische Aufruhr» wird unweigerlich kommen, sofern weiterhin derart abgehoben und fernab der Realität theoretisiert wird. Wenn nicht von der Politik, dann ganz sicher vom düpierten Volk! Michel Onfray (in derselben Ausgabe) lässt grüssen. *Nicolas W. Oetterli, Wauwil*

Auch Italien

Nr. 29 – «Suppenküchen dank Merkel»; Kolumne von Peter Bodenmann

Wieso wird eigentlich nie erwähnt, dass Italiens Mussolini Griechenland zuerst, 1940, überfiel. Als er nicht mehr weiterwusste, eilte Deutschland ihm zu Hilfe. Man könnte also

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

auch Italien stärker in die Pflicht nehmen. *Fränzi Weiersmüller, Uetikon am See*

Die Schweiz soll unattraktiver werden

Nr. 28 – «Sozial ist, wer begrenzt»; Editorial von Roger Köppel

Den Text kann ich nur unterstützen. Er enthält eine glänzende Analyse, warum die Schweiz von Einwanderern unter der falschen Etikette «Asylbewerber» überschwemmt wird. Diesen Etikettenschwindel nimmt die Mitte-links-Mehrheit in Bundesrat und Bundesparlament leider noch immer nicht zur Kenntnis – obschon die Anerkennungsquote der Flüchtlinge etwa 25 Prozent beträgt, das heisst, sage und schreibe 75 Prozent der sogenannten Asylbewerber sind reine Wirtschaftsflüchtlinge, also nicht an Leib und Leben bedroht. In Bern wird das ignoriert. Die Schweiz muss als Asylland endlich unattraktiver gemacht werden und die Rückführung der mindestens 75 Prozent Wirtschaftsflüchtlinge endlich umgesetzt werden. Das Dublin-Abkommen hat jedoch längst versagt, das geltende Asylrecht wird nicht mehr umgesetzt. *Patrick Schäfli, Liestal*

Die Dorfgemeinde herrscht

Nr. 28 – «Nachhilfestunde»; Wolfgang Koydl über die undemokratische EU

Genau übersetzt, heisst das Wort Demokratie «Dorfgemeinde», und damit heisst Demokratie, dass die Dorfgemeinde herrscht. Was uns von der Begrifflichkeit her aufzeigen würde, dass eine Demokratie föderalistisch von unten nach oben funktioniert. Nun stellen heutzutage Politiker kantonales, nationales und internationales Recht über dasjenige der Gemeinde – das ist keine Demokratie mehr und sollte uns zu denken geben. Ein EU-Kommissionspräsident ist ein demokratisches Unding. *Peter Stucki, Teufen*

SOMMER-NACHTSBALL

FREITAG, 21. AUGUST 2015, 19 UHR

«Dürfen wir Sie zum Tanze bitten?»

Glamouröse Ballnacht im historischen Jugendstilsaal

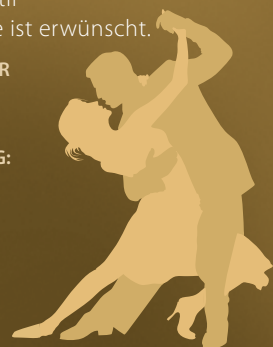
Beginn: 18.30 Uhr mit Aperitif
Gepflegte Abendgarderobe ist erwünscht.

PREIS INKL. 5-GANG GALA-DINER
UND TISCHGETRÄNKE:
CHF 230.– pro Person

SPEZIALPREIS ÜBERNACHTUNG:
Ab CHF 100.– pro Person im
Doppelzimmer inkl. Frühstück


WALDHAUS FLIMS
MOUNTAIN RESORT & SPA

WALDHAUS FLIMS | VIA DIL PARC 3 | 7018 FLIMS
T +41 (0)81 928 48 48 | F +41 (0)81 928 48 58
INFO@WALDHAUS-FLIMS.CH | WWW.WALDHAUS-FLIMS.CH



Der europäische Patient

Erschöpft, zerstritten, ratlos: Nicht Griechenland ist der kranke Mann Europas, die ganze EU liegt auf der Intensivstation. Ein Besuch in Brüssel, am Krankenbett der Union.

Von Wolfgang Koydl



Durchwursteln: IWF-Chefin Lagarde mit den Finanzministern Padoan (Italien), Dijsselbloem (Niederlande), Noonan (Irland), Sapin (Frankreich).

Brüssel, Tag zwei nach der Rettung Griechenlands, und alles ist so wie immer. Überall in Europa scheint die Sonne, aber über der belgischen Hauptstadt lastet eine dunkle Wolkendecke. Penetranter feiner Sprühregen rieselt herab. Er legt sich wie klebriger, feuchter Staub auf die Menschen, die im Europaviertel zwischen der Rue de la Loi und der Place du Luxembourg unter Schirmen und im Trenchcoat ihren Büros zustreben.

Ein Werktag wie jeder andere. Nichts erinnert an die dramatischen Tage und vor allem Nächte der letzten Wochen mit ihren Dauerkrisen-Treffen und Not-Gipfeln. Die Staats- und Regierungschefs haben die EU-Metropole wieder verlassen, zweifellos mit kaum unterdrückten erleichterten Seufzern, dass sie diese Stadt fürs Erste nicht mehr so schnell wiedersehen werden. Höchste Zeit auch für Frau Merkel, Herrn Renzi und Monsieur Hollande, langsam

die Ferien zu planen, die ihnen die lästigen Hellenen um ein Haar vermasset hätten.

Nur die Finanzminister der Euro-Zone sind im tristen Brüssel geblieben, um letzte Einzelheiten jener Rettungsaktion festzuklopfen, die für den Geretteten wohl eher wirkt, als ob man seinen Kopf erst recht unter Wasser drücken würde. Vier Tage am Stück hat der deutsche Minister Wolfgang Schäuble nun schon in Brüssel zugebracht. Das gab's noch nie, und das hat ihn, wenn schon nicht für Athen, so doch für die belgische Kapitale milde gestimmt: Recht schön sei es hier, liess sich der ansonsten beinharte Zyniker entlocken.

Jeder rügt jeden

Über die Schönheiten der europäischen Idee äusserte sich Schäuble wohlweislich nicht. Da hätte er auch nicht viel zu sagen, denn dieses Projekt liegt am Boden. Es ist ein Scherben-

haufen, eine Ruine, ein dissonanter Chor, in dem jeder jeden rügt, beschimpft und demütigt. Alle reden von Griechenland als dem kranken Mann Europas, dabei ist Europa selbst der Notfallpatient. Die Union liegt auf der Intensivstation, aber Politiker und Bürokraten tun unverdrossen weiter so, als ob der Patient genesen könnte, wenn man seine Krankheit nur hartnäckig genug negierte.

«Wir sind dazu verdammt, uns weiter durchzuwursteln, es gibt keine Alternative», meint ein hoher Eurokrat, dessen Schreibtisch sehr nahe am Zentrum einer mächtigen EU-Institution steht. Er kommt aus einem der sechs Gründungsstaaten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, und er hat sich sein Leben lang mit Europa und seinen Institutionen beschäftigt, Papiere verfasst, Vorschläge eingereicht, Rückschläge erlitten. Seinen Namen möchte er, wie viele Gesprächspartner in

diesen Tagen in Brüssel, nicht in der Zeitung lesen. Das kann, im derzeit so aufgeheizten Klima, schnell die Karriere entgleisen lassen. Im Schutze der Anonymität sprechen sie dafür offener und ehrlicher als sonst.

Zerstritten, erschöpft, rat- und mutlos präsentieren sich Europas Führer. Nord giftelt gegen Süd, der Osten versteht den Westen nicht, jeder denkt zuerst an sich – sei es beim Geld, bei der Abwehr von Migranten oder beim Graben von neuen Steuerschlupflöchern. Einig sind sich die meisten lediglich im Misstrauen gegen die Deutschen. An ihrem Wesen, so die Ängste, soll diesmal vielleicht nicht die Welt, aber doch wenigstens Europa genesen. Nach «Grexit» und «Brexite» macht eine neue Wortschöpfung die Runde: «Deuropa», der germanisierte Kontinent.

Aber nicht nur die Mitgliedstaaten liegen sich in den Haaren. Der Zwist hat auch die Brüsseler Institutionen und ihre Chefs erfasst. Normalerweise sollte zwischen Kommission,

Eine neue Wortschöpfung macht die Runde: «Deuropa», der germanisierte Kontinent.

Rat und Parlament ein fruchtbares Spannungsverhältnis herrschen. Nicht *checks and balances* wie in der amerikanischen Verfassung zwischen Weissem Haus, Kongress und Oberstem Gericht. Das wäre denn doch ein allzu vermessener Wunsch. Aber ein gegenseitiges Kontroll- und Konkurrenzverhältnis wäre doch auch schon was.

Die Realität freilich sieht so trübe aus wie der Himmel über Brüssel. Kommissionschef Jean-Claude Juncker und Parlamentspräsident Martin Schulz haben sich gegen den Sprecher der Mitgliedstaaten, den Polen Donald Tusk, verbündet. Der Deutsche und der Luxemburger kungeln bei gemeinsamen lauschigen Abendessen den künftigen Kurs der EU aus und sticheln gegen Tusk. «Einer der Präsidenten macht seine Arbeit nicht ordentlich», giftelte Schulz kürzlich. «Tusk schwimmt, der hat sein Amt überhaupt nicht im Griff», tuschelt man in der Kommission. Im Ratsgebäude hat man jegliche vornehme Zurückhaltung ebenfalls längst aufgegeben. Über Junckers Alkoholproblem wird dort ebenso offen geredet wie über das «sehr unkooperative Verhalten» des Luxemburger «Sonnenkönigs».

Schulz wiederum verspottet man wegen seiner Eitelkeit: «Der will doch nur zu jedem Gipfel eingeladen werden», ätzte ein Vertrauensmann im Ratsgebäude. Sogar bei seinen eigenen Parlamentariern gerät Schulz wegen seiner Selbstgefälligkeit immer stärker in die Kritik. Selbstherrlich manipuliert er die Tagesordnung, setzt Abstimmungen eigenmächtig ab – zuweilen, um seinem Freund Juncker Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Ein Vorwurf anderer Abgeordneter muss den Parlamentschef noch schmerzhafter treffen: jener der nationalen Engstirnigkeit. Schliesslich geriet gerade er sich als Gralshüter des erhabenen europäischen Gedankens. Aber es ist nun einmal so, dass Schulz immer mehr redet wie ein deutscher Politiker. Während der Griechenland-Krise tönte er mitunter wie ein besonders hässlicher Deutscher.

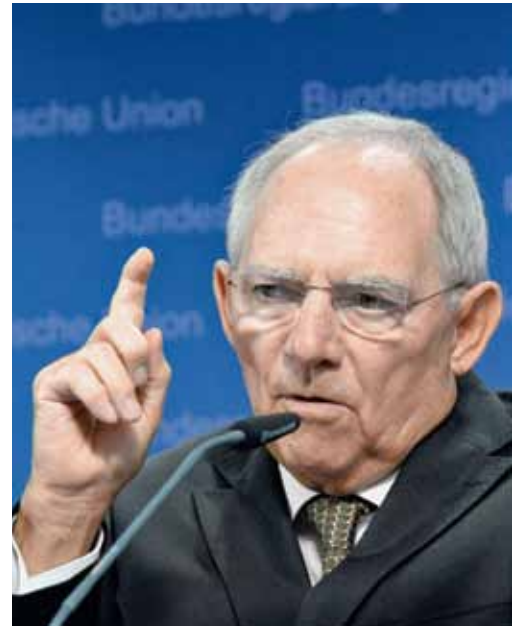
Selbst in der Ökonomie, einst die grosse Erfolgsgeschichte der Union, läuft es nicht mehr rund: Die globale Konkurrenz ist jünger, innovativer, fleissiger, und vor allem bürdet sie sich nicht derart astronomische Sozialausgaben wie die EU-Länder auf. So kommt es, wie es kommen muss: Vor acht Jahren trug die EU noch 31 Prozent zur Weltwirtschaft bei, heute sind es 22 Prozent. Vor acht Jahren übertraf Europas Wirtschaft jene der USA um 20 Prozent, heute ist sie kleiner als die amerikanische. Die Folgen dieses Abstiegs lassen sich konkret besichtigen: Europa ist ein Magnet für ungelernete Arbeitskräfte aus Schwarzafrika und dem Nahen Osten. Gutausgebildete Fachkräfte und Jungakademiker aus Asien ziehen die USA vor.

So also präsentiert sich das grösste Friedens-, Wohlstands- und Einigungsprojekt der Nachkriegsgeschichte. Wie sich die Zeiten geändert haben. Es ist noch nicht lange her, da hegte Europa hochfliegende Träume von sich selbst als globaler Macht. In einer austarierten, multipolaren Welt wäre es ein zivilisiertes, demokratisches Gegengewicht zum autoritären China und zu Wladimir Putins Russland. Es wäre eine mässige, mahrende, erwachsene Stimme im Ohr der ungestümen, ungebildeten und unreifen Vereinigten Staaten.

Zu feige für die Flucht nach vorne

Dieser Traum ist vorerst ausgeträumt: In Peking, Moskau, Washington und anderen Hauptstädten verfolgt man das europäische Trauerspiel mit einer Mischung aus Verwunderung, Häme, Sorge und schadenfroher Vorfreude, wie man die Brüsseler Dilettanten-truppe bei der nächsten Krise wird vorführen können. Immerhin ein paar Europäer mitsamt ihrer Aussenbeauftragten Federica Mogherini konnten sich dieser Tage parallel zu den griechischen Verrenkungen noch einmal als «Weltmächte» aufspielen. Doch in Wirklichkeit waren Briten, Franzosen und Deutsche beim Wiener Atom-Deal mit dem Iran nicht viel mehr als schmückendes Beiwerk. Signora Mogherini durfte mit dem Glöckchen die Redezeiten zuteilen.

Vielsagend illustrierte denn auch die jüngste Ausgabe der Zeitschrift *Brussels Times* mit einer Karikatur den Machtverlust der Europäer. Sie zeigt einen Boxring, in dem der Europäer groggy in den Seilen hängt. Um seinen Kopf tanzen die zwölf Euro-Sterne. Uncle Sam und ein russischer Bär stehen mit Boxhandschu-



«Demütigend und falsch»: Schäuble.



«Unkooperatives Verhalten»: Juncker (r.), Schulz.



«Amt überhaupt nicht im Griff»: Tusk.



Herrin des Glöckchens: Mogherini.

hen vor ihm und betrachten ihn verwundert. Fragt der Amerikaner den Russen: «Wer soll ihm sagen, dass der Kampf noch gar nicht begonnen hat?»

Zum Kämpfen freilich fehlt den Europäern alles: der Mut, die Einigkeit, aber auch alleine schon die Mittel und Möglichkeiten. «Was jetzt notwendig wäre, ist politisch nie und nimmer durchzusetzen», bringt ein osteuropäischer Diplomat das Dilemma auf den Punkt. «Und was machbar ist, lässt sich nur ohne demokratische Mitwirkung durchpauken und untergräbt die Glaubwürdigkeit der EU und ihrer Führer noch mehr.»

Was notwendig wäre, weiss jeder, aber die meisten sind zu feige, um es laut auszusprechen: Eine Flucht nach vorne müsste es sein, mehr Integration, mehr Europa, mehr Souveränitätsverlust der Nationalstaaten. «Wir müssen den Bürgern wieder den Glauben an Europa zurückgeben», fordert der Diplomat, «sie müssen wieder sehen, dass Europa für sie da ist und nicht für Banken und Konzerne.» Geschieht das nicht, so meint er, «werden uns die Bürger noch schneller davonlaufen als jetzt schon». Dann beginnt er mit einer Aufzählung jener Staaten, in denen eurokritische politische Kräfte von links bis rechts im Wachsen sind. Nach einem halben Dutzend gibt er resigniert auf. «Es ginge schneller, jene aufzuzählen, in denen es solche Parteien noch nicht gibt. Da fällt mir auf Anhieb eigentlich nur Luxemburg ein, aber ich könnte nicht die Hand dafür ins Feuer legen.»

Doch die EU tut, was sie schon immer tat: Sie nimmt Veränderungen klammheimlich vor, ohne die Parlamente oder gar die Völker zu belästigen. Die «normative Kraft des Faktischen» nennt das der Brüsseler Bürokrat, «Fakten

schaffen, der Rest ergibt sich hoffentlich von alleine». Auf diese Weise hat man eine ganze Reihe von Einrichtungen geschaffen, die in einem rechtsfreien Raum schweben. Die bedeutendste dieser Institutionen ist die Euro-Gruppe, die auf keinerlei legalen Grundlage beruht. Aufschlussreich, was Griechenlands Ex-Finanzminister Yanis Varoufakis dazu berichtete. Als man ihn von einem Treffen der Euro-Gruppe ausschliessen wollte, habe er protestiert: Die Euro-Gruppe müsse einstimmig entscheiden. Daraufhin wurden Juristen befragt. Ihre Antwort: Die Euro-Gruppe existiert rechtlich nicht, also gebe es keine entsprechenden Regeln. Nun wird ein Vorschlag diskutiert, ob der Gruppe ein permanenter Präsident und womöglich eine eigene parlamentarische Versammlung beigesellt werden soll – ebenfalls rechtsfrei. Europas Architektur – ein Sammelsurium aus Schwarzbauten.

Fragt man den EU-Beamten, ob es nicht gerade dieses verstohlene Vorgehen sei, das jegliches Vertrauen der europäischen Bürger in ihre europäischen Institutionen zerstört habe, antwortet er mit einem Achselzucken. «Schon richtig», soll das heissen, «aber haben Sie eine andere Idee?»

Die hat in der Tat niemand, am wenigsten die fünf Präsidenten, die dieser Union vorstehen. Juncker, Schulz, Tusk, Dijsselbloem und Zentralbankchef Mario Draghi haben kürzlich – mit verdächtig wenig Pomp und im Windschatten der Euro-Krise – einen gemeinsamen Bericht über die Grundzüge einer vertieften Wirtschafts- und Währungsunion vorgestellt. Dringt man durch das luftige Wörter-Popcorn zum Kern durch, erkennt man die ehrgeizige Vision einer Staatengemeinschaft, die fast alles gemeinsam beschliesst: Steuern, Haushalte, Wirtschaftspolitik.

Bolide mit angezogener Handbremse

So kühn, ja tollkühn klingt das, dass man sich an einen feurigen Lamborghini erinnert fühlt, dessen Gaspedal bis zum Boden durchgedrückt wird, damit der Motor animalisch aufheult. Nur dass der Bolide leider nicht vom Fleck kommt, weil der Fahrer die Handbremse angezogen hat. Das sei Absicht, sagt der Eurokrat aus dem Zentrum der Macht. Man sollte ihm besser Glauben schenken, denn schliesslich hat er an dem Report mitgewirkt. «Man darf die Bremse nicht lösen», mahnt er. «Das wäre viel zu gefährlich, in der EU können wir uns nicht schnell vorwärtsbewegen.» Daher schlagen auch die Präsidenten die bewährte Methode vor: Absprachen unter dem Tisch und unter dem Radar der Öffentlichkeit zu treffen. In einer «ersten Phase», versteht sich. Über Phase zwei zerbricht man sich erst später den Kopf.

Wenn es überhaupt so weit kommt. Denn bis dahin droht nach dem «Grexit» der «Brexite», ein Ausscheiden Grossbritanniens aus der Europäischen Union. Die Chancen, dass eine



Schmückendes Beiwerk: Hollande.

Mehrheit der Briten dem Kontinent den Rücken kehrt, sind angesichts des griechisch-europäischen Trauerspiels in den vergangenen Wochen und Monaten eindeutig gestiegen. Und auch der «Grexit» ist noch lange nicht vom Tisch. Gerade eben erst hat Schäuble diese Variante erneut ins Spiel gebracht: verharmlosend als Auszeit von einigen Jahren getarnt.

Damit düpierte er François Hollande, der sich damit gebrüstet hatte, während des brutalen nächtlichen Verhandlungsmarathons am vergangenen Sonntag diesen Atomsprengsatz des Griechenland-Deals entschärft zu haben. Die Aufregung des Franzosen war verständlich, denn mit seiner Bemerkung legte Schäuble – mit dem Einverständnis der Kanzlerin und des sozialdemokratischen Vizekanzlers – die Axt an eine der heiligsten Grundlagen des europäischen Projekts: den unverbrüchlichen Schwur, für immer und ewig zusammenzustehen und kein Mitglied zu diskriminieren oder gar vor die Türe zu setzen. So sakrosankt ist diese ungeschriebene Regel, dass sich ein Prinzip wie die Personenfreizügigkeit daneben ausnimmt wie eine unverbindliche Verabredung auf eine Zigarette.

Wenn ausgerechnet die Deutschen lässig die Möglichkeit eines – wenn auch nur vorübergehenden – Ausscheidens in den Raum stellen, dann haben sie damit, so die Befürchtung in Brüssel und in anderen europäischen Hauptstädten, eine Pandora-Büchse geöffnet. «Demütigend und falsch» seien solche Äusserungen, schimpfte Österreichs Bundeskanzler Werner Faymann. «Das würde bedeuten, dass man jedem Land befehlen könnte, für ein halbes Jahr oder ein Jahr hinauszugehen.» Was er nicht sagte, aber sicher dachte: Die Marschorder käme immer aus Berlin. ○

Verschwundene Röntgenbilder

Wieder schlechte Nachrichten vom Zürcher See-Spital. Im Haus werden umfangreiche Bilddaten vermisst. Grund für den Schaden soll ein Gerätedefekt sein. Der Bildverlust betrifft ausgerechnet den umstrittenen Schmerzarzt D., der durch fehlende Patientendokumentationen aufgefallen ist. *Von Alex Reichmuth*

Arzt D. verlässt das See-Spital Horgen per Ende September, wie vor einigen Tagen bekannt wurde. Schon jetzt ist der Schmerzspezialist nicht mehr an der Arbeit. Die *Weltwoche* hatte davor über seine dubiosen Arbeitsmethoden berichtet. Er fiel mit fragwürdigen Behandlungen und seltsamen Abrechnungen auf, die zu hohen Kosten führten.

D. bot etwa Beat Grieder* 29 Mal zu einer Spritzenkur mit Ozon auf, die nicht kassenpflichtig ist. Anschliessend stellte er der Krankenkasse gegen 10 000 Franken in Rechnung – wegen einer parallel durchgeführten Schmerzbehandlung. Grieder bestreitet, dass diese ergänzende Behandlung stattgefunden hat. Es stellte sich heraus, dass der Arzt seine Behandlungen nicht dokumentiert hatte.

In einem anderen Fall setzte D. bei Louis Guambo* einen Neurostimulator ein. Das Gerät, das mit Elektroimpulsen Schmerzen ausschalten soll, war hier aber nachweislich ungeeignet. Zudem hatte die vorgeschriebene Testphase vor dem Einsatz des Geräts laut Guambo nicht stattgefunden. Das Gerät musste wieder herausoperiert werden. Auch hier hatte D. die Therapie äusserst lückenhaft dokumentiert. Die spärlichen Unterlagen deuten auf ein – gelinde gesagt – dilettantisches Vorgehen hin.

Ein bisher nicht bekannter Fall lässt nun darauf schliessen, dass das Ausmass der Missstände noch grösser ist. Gisela Birrmann* litt 2012 an heftigen Rückenschmerzen. Eine Operation schien unvermeidlich. Arzt D. habe ihr aber versichert, das Problem mit Spritzen lösen zu können. «Er sagte mir, dass er die Schmerzen ohne Operation wegbringen könne», so Birrmann. Nachdem sie von D. bereits mehrere Spritzen bekommen hatte, eskalierten ihre Rückenschmerzen aber – und sie musste doch unters Messer.

Ein Bauernopfer?

Birrmann verlangte vor kurzem die Herausgabe ihres Patientendossiers. Sie wollte anhand der Röntgenbilder nachprüfen, ob Arzt D. sie richtig behandelt hatte. Doch sie bekam keine Bilder vom See-Spital. Stattdessen teilte ihr dieses mit, «dass auf Grund des Klinikumbaus die Bilddokumentationen der Jahre 2011, 2012, 2013 verloren gegangen sind».

Auf Anfrage der *Weltwoche* schreibt das Spital, der Verlust sei auf einen Klinikumzug zurückzuführen, «der im Zuge von Raumrochaden Anfang 2013 vollzogen wurde». Beim Umzug habe der Server des Geräts Schaden genommen.

«Dabei gingen Bilddaten verloren, die aber grossenteils rekonstruiert werden konnten.» Das Spital will nicht sagen, wie gross der Verlust ist und wie viele Patienten betroffen sind. «Es handelt sich um Bilddokumentationen aus den drei Jahren», heisst es nur.

Die Begründung mit dem Gerätedefekt erscheint zweifelhaft. Denn man darf erwarten, dass elektronische Patientendaten doppelt aufbewahrt werden – gerade im Hinblick auf einen Geräteschaden. Zudem ist es ein seltsamer Zufall, dass der Verlust ausgerechnet den Arzt betrifft, der schon mehrfach durch fehlende Patientendokumentationen aufgefallen ist.



Kaum Ruhe: die Klinik in Horgen.

Am See-Spital wird jedenfalls kaum Ruhe einkehren. Die Spitalleitung war seit langem darüber informiert, dass D. mutmasslich unzulässig die Gesundheitskosten in die Höhe treibt – insbesondere durch seltsame Spritzenkuren und den übermässigen Einsatz von Neurostimulatoren. Nachweislich war die Leitung auch über die Vergangenheit von D. informiert: Dieser hatte als Miteigentümer eine Schmerzambulanz in den Konkurs getrieben – durch horrenden Bonusbezüge und mutmasslich unlautere Behandlungsmethoden. Später musste er aufgrund eines Gerichtsentscheids über 900 000 Franken zurückzahlen. Bereits 2012 forderte das Ärztekollegium des See-Spitals die Leitung

auf, D. zu überprüfen. Die Leitung versicherte damals aber, man habe D. «unter Kontrolle und im Griff». Auch gegenüber der *Weltwoche* stellte sich die Leitung noch vor einigen Wochen auf den Standpunkt, es gebe «keine Veranlassung, irgendwelche Überprüfungen vorzunehmen».

Bei der Entlassung von D. dürfte es sich um ein Bauernopfer handeln. Denn gemäss mehreren Quellen füllte der Arzt mit seinen mutmasslich unzulässigen Methoden nicht nur die eigenen Taschen, sondern auch die des Spitals. Von einem Goldesel ist die Rede. Die Entlohnung von D., der keinen Dokortitel hat, soll ungewöhnlich hoch gewesen sein.

Es wird eng für Walter Bosshard

Offenbar sind derzeit mehrere Krankenkassen daran, Abrechnungen zu Behandlungen von D. nach Unregelmässigkeiten zu durchsuchen. Zwei Krankenkassen sind schon beim Spital vorstellig geworden. Die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich hat zudem einen Bericht beim Spital angefordert. Gemäss *Tages-Anzeiger* behält sie sich aufsichtsrechtliche Massnahmen sowie eine Übermittlung von Dossiers an die Staatsanwaltschaft vor.

Patient Beat Grieder hat bei der Staatsanwaltschaft Zürich Strafanzeige gegen das See-Spital eingereicht, unter anderem wegen Betrug und ungetreuer Geschäftsbesorgung. Am Spital selber sollen Streitigkeiten darüber ausgebrochen sein, wer für die Versäumnisse verantwortlich ist.

Eng werden könnte es dabei für Stiftungsratspräsident Walter Bosshard. Der frühere Gemeindepräsident von Horgen und alt Nationalrat (FDP) ist seit langem über die Arbeitsmethoden von Arzt D. informiert. Als Chirurg P., der am Standort Kilchberg als Belegarzt arbeitete, vor einigen Jahren energisch auf die Probleme mit D. hinwies, reagierte Bosshard nicht. Vielmehr drängte er P., eine Stillschweigevereinbarung zu unterzeichnen, was D. angeht. Doch P. weigerte sich, zu unterschreiben. Kurz darauf verlor er seine Funktion als Vertreter im Ärztekollegium. Als die *Weltwoche* die mutmasslichen Missstände um Arzt D. publik machte, versuchten Bosshard und die Spitalleitung noch, die Vorwürfe als Ausdruck einer «Fehde» zwischen Chirurg P. und Arzt D. hinzustellen. Die Vorwürfe gegenüber D. seien «persönlich motiviert», hiess es damals. Arzt D. selber wollte zu den Fragen der *Weltwoche* keine Stellung nehmen.

* Namen geändert.

Die Banken und die SVP

Die Bankiervereinigung wirft der SVP vor, sie sei in Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr. Die international ausgerichteten Banken fühlen sich in ihrem Bestreben gebremst, EU-Regeln zu übernehmen. *Von Beat Gygi*

«Die letzte Legislatur hat gezeigt, dass die SVP bei zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr ist.» Bei verschiedenen Dossiers habe sie andere Positionen vertreten als die Finanzbranche. Mit diesen Sätzen hat eine Sprecherin der Schweizerischen Bankiervereinigung Ende letzter Woche in der Zeitung *Blick* darzulegen versucht, warum der Bankenverband Politiker von FDP, CVP oder Grünliberalen im Hinblick auf die Wahlen mit Medientrainings unterstützt, nicht aber Politiker der SVP. Klar, Medientraining ist kein Thema von enormer Tragweite, der Verband will einfach vor den Wahlen, wie früher auch schon, an die zwanzig bürgerliche Kandidaten, teils aus hinteren Listenplätzen, in einer Art Schnellbleiche anhand von Finanzthemen für Medienauftritte schulen. Dennoch – die Worte «keine Wirtschaftspartei mehr» sind elektrisierend.

Angesprochen auf das Zitat in der Zeitung, sagt Thomas Sutter, Kommunikationschef der Bankiervereinigung, dass es vielleicht etwas überzeichnet worden sei, aber es sei tatsächlich so, dass der Bankenverband der SVP keine Trainings angeboten habe. Zum einen erhielten SVP-Kandidaten ja von der Partei eine relativ gute Schulung, und zum andern seien die Probleme des Finanzplatzes und der Finanzmärkte eben oft so komplex, dass sie nicht mit einfachen Ja- oder Nein-Entscheiden zu lösen seien. Und gerade die Parteien an den politischen Polen, die SVP auf der einen und die SP auf der andern Seite, erschwerten Kompromisse oft durch unverrückbare Haltungen, wogegen Mitteparteien eher Hand zu Lösungen böten.

Immer die EU im Blick

So hätten SVP und SP vor zwei Jahren im Parlament mit ihrem grundsätzlichen Widerstand die sogenannte «Lex USA» verhindert. Dieses Gesetz hätte es Schweizer Banken erlaubt, Informationen über Geschäfte und Mitarbeiter an US-Behörden zu liefern und sich so vor juristischem Druck aus Amerika zu schützen. Auch in Fragen zum Verhältnis Schweiz–EU hätten Bankiervereinigung/Economiesuisse und SVP das Heu oft nicht auf der gleichen Bühne. Als jüngstes Beispiel einer problematischen Haltung sieht Sutter die bisher dogmatische Position der Partei im Zusammenhang mit der Umsetzung der Initiative gegen die Masseneinwanderung. Das betrifft immerhin einen Voksentscheid. Aber die Bankenbranche, so Sutter, habe natürlich keineswegs die Absicht, die SVP abzustrafen,

wie dies im Zeitungsbeitrag formuliert worden sei.

Damit ist die Aussage, «dass die SVP bei zentralen Finanzplatzfragen keine Wirtschaftspartei mehr ist», aber keineswegs entschärft. Bei genauer Betrachtung ist sie ein scharfer Vorwurf gegenüber der politischen Partei, die im Land den grössten Wähleranteil hat. Es wird damit ja die Meinung zum Ausdruck gebracht, die Ansichten und die Politiker der SVP schaden der Wirtschaft, würden also den Wohlstand des Volkes verringern und Unternehmenswerte vernichten. Auch wenn die Kritik der Bankiervereinigung nur im Zusammenhang mit einem Medientraining für Politiker vorgebracht wurde und nicht als grundsätzliche politische Stellungnahme, so bringt sie doch brisante Differenzen in den Ansichten über grundlegende wirtschaftliche Spielregeln an die Oberfläche.

Dazu zählt die Frage, was die Bankiervereinigung eigentlich unter einer Wirtschafts-

Die Hoffnung ist, dass die neuen Gesetze als Eintrittskarten für den EU-Binnenmarkt dienen.

partei versteht. Die Wendung «keine Wirtschaftspartei mehr», kann heissen, dass die SVP es einmal gewesen war und sich seither geändert hat. Es kann aber auch heissen, dass sich etwas anderes geändert hat – beispielsweise die Vorstellungen der Banken von den Rahmenbedingungen, die am Finanzplatz Schweiz herrschen sollten.

Gegenwärtig ist in der Schweiz eine Art Grossumbau der Banken- und Finanzmarktregulierung im Gang, und dabei sucht die Bankiervereinigung die Wachstumschancen im Ausland zu wahren. Mehrere Gesetzesvorhaben sind parallel am Laufen, die alle mehr oder weniger als staatliche Antworten auf die durch die Finanzkrise nach 2008 aufgetauchten Probleme zu sehen sind. Ziemlich weit gediehen ist das sogenannte Finanzmarktinfrastrukturgesetz (Finfrag), das schon in parlamentarischer Behandlung war. In früheren Entwicklungsstadien befinden sich das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) und das Finanzinstitutsgesetz (Finig); für beide Vorlagen wurde kürzlich die Vernehmlassung abgeschlossen, nun liegt es am Bundesrat, die Botschaften dazu zu erstellen.

Ein Blick in die Stellungnahmen der Vernehmlassung zeigt, wie unterschiedlich die

Interessen sind. Grob kann man unterscheiden zwischen zwei Haltungen: «EU nachmachen» oder «Selber überlegen». Politiker von der Mitte bis links sind mehrheitlich der Meinung, es brauche diese neuen Gesetze, Verordnungen und Behördenanweisungen, um Kunden zu schützen und Banken so zu regulieren, dass es künftig weniger Fehler und Verwerfungen gebe. Im Vordergrund steht für dieses Lager aber das Ziel, die Schweiz auf den Finanz- und Kapitalmärkten regulatorisch auf die gleiche Wellenlänge zu bringen wie andere wichtige Länder, primär jene der EU. Die Bankiervereinigung ist vor allem deshalb für dieses Regulierungspaket, das ihrer Ansicht nach zu einer neuen Finanzmarktarchitektur auf «sechs Stockwerken» führen soll, weil die Grossbanken sich von einer Annäherung der Schweizer Gesetze an EU-Regeln einen einfacheren Zugang zu ausländischen Märkten versprechen.

Sollte das Gesetzespaket nächstes Jahr ins Parlament gelangen, würde dies bedeuten, dass über viele Detailregelungen zum Umgang mit Risiken in Banken und bei Anlegern, Verhaltensvorschriften für Anlageberatung und Handel, Anlegerschutzmassnahmen, aber auch Bevormundungen, Einengungen und Verbote zu streiten und ein Teil davon in die Gesetze einzubauen wäre. Die EU hat ja mit ihrem riesigen Regulierungspaket Mifid diesen Weg schon vorgezeichnet.

Im schweizerischen Mitte-links-Lager ist die Lust zum Mitmachen gross. Gewiss, Bankiervereinigung und Grossbanken sind gegen allzu kleinkarierte staatliche Eingriffe sowie Umverteilungs- und Überwachungsmaßnahmen, und mit Hilfe der SVP haben sie im politischen Ringen bereits einige Auswüchse eliminiert. Zentral ist für grössere Banken jedoch das Argument, der Schweizer Gesetzgeber müsse sich an der EU und an den USA orientieren, um den Banken eine Chance für einen späteren Zugang zum EU-Markt zu erhalten.

Überflüssige Projekte, unnötige Kosten

Deshalb unterstützt die Bankiervereinigung grundsätzlich eine Finanzgesetzgebung mehr oder weniger nach ausländischem Muster. Man kauft sich so quasi die Hoffnung, dass die neuen Gesetze irgendwann in der Zukunft als Eintrittskarte für den EU-Binnenmarkt dienen könnten. Das Gleiche gilt für den Abbau des Bankkundengeheimnisses, also den Übergang zum automatischen Informationsaustausch in Steuerfragen, den die Schweiz schon eilfertig



Argumente für die Variante «Selber überlegen»: SVP-Nationalrat und Banker Thomas Matter.

eingrichtet hat. Die Bankiervereinigung bietet auf ihrer Website eine didaktische Einführung in den automatischen Informationsaustausch, bei der man den Eindruck erhält, die Weitergabe von Bankkundendaten an Behörden sei eine ganz normale Geschäftsangelegenheit.

Ist das wirtschaftsfreundlich? Und ist man «keine Wirtschaftspartei mehr», wenn man gegen den EU-inspirierten Grossumbau der Regulierung ist? Das Lager, das in der Vernehmlassung die Vorlagen stark kritisiert oder abgelehnt hat, vertritt die Meinung, dass man in der Schweiz primär Regeln einrichten sollte, die Banken, Vermögensverwaltern, Bankkunden und Anlegern einen verlässlichen Rahmen bieten, sie aber nicht unnötig behindern oder mit Kosten belasten.

«Was wäre passiert, wenn wir damals die <Lex USA> angenommen hätten? Das Schweizer Gesetz wäre vorübergehend ausser Kraft gesetzt worden, die Rechtssicherheit hätte

gelitten», meint SVP-Nationalrat und Banker Thomas Matter als Entgegnung auf den Vorwurf der Bankiervereinigung, die Partei habe wichtige Entscheide blockiert. Argumente für die Variante «Selber überlegen» und gegen umfangreiche neue Regulierungen à la EU kommen in den Vernehmlassungsantworten

Ist es wirtschaftsfeindlich, wenn man gegen den EU-inspirierten Grossumbau der Regulierung ist?

primär von der SVP, manchmal von der FDP und immer auch von der Gruppierung Alliance Finance, die vor allem die kleineren Vermögensverwalter vertritt.

Gibt es zwischen diesen zwei Wegen keine andere Möglichkeit? Doch, nach Ansicht von Martin Janssen, Ökonomieprofessor an der Universität Zürich und Inhaber der Software-

und Finanzberatungsfirma Ecofin, wäre es ideal, wenn das Parlament bei der ersten Sitzung gar nicht auf die Beratung von Finmag (Finanzmarktaufsichtsgesetz) und Fidleg eintreten, sondern die Vorlagen sogleich bachab schicken würde. Die zwei Projekte seien völlig überflüssig und würden nur unnötige Kosten verursachen, ohne etwas zu bringen. Stattdessen solle man jenen Banken, die für Kunden aus der EU und bestimmten andern Ländern gemäss Lugano-Übereinkunft die Mifid-Regeln anwenden müssen, die Übernahme des EU-Regelwerks ermöglichen. Wer im Geschäft mit ausländischen Kunden darauf angewiesen ist, soll also quasi das Original der EU anwenden. Die andern Banken und Vermögensverwalter dagegen wären frei, beim Betreuen schweizerischer und aussereuropäischer Kunden weniger aufwendige Regeln anzuwenden. So müssten die Schweizer Gesetze nicht für eine Interessengruppe extra abgeändert werden. o

Rütteln an der Festung

Eveline Widmer-Schlumpf will den Steuerflüchtlingen in Liechtenstein an den Kragen. Aber das Fürstenhaus lässt sich das Geschäft mit den Schweizer Kunden nicht so leicht kaputtschlagen.
Von Hubert Mooser

Die imposante Burganlage auf der Felsterrasse ist das Wahrzeichen von Vaduz. Von hier oben regiert er das Land, der Johannes Adam Ferdinand Alois Josef Maria Marco d'Aviano Pius Fürst von und zu Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rietberg, Staatsoberhaupt und Chef des Fürstenhauses – Fürst Hans-Adam II. eben. Eigentlich ist es inzwischen sein Sohn, Seine Durchlaucht Erbprinz Alois von und zu Liechtenstein, der die politische und wirtschaftliche Grosswetterlage bestimmt. Er ist nicht bloss Staatsoberhaupt, sondern auch oberster Banker und Treuhänder. Die Fürstenfamilie betreibt mit der LGT die «weltweit grösste private Private Banking und Asset Management Gruppe, die vollständig von einer Unternehmerfamilie» geführt wird.

Zum westlichen Nachbarland Schweiz pflegt das Herrscherhaus eine enge Beziehung. Eine Zollunion verbindet Fürst und Land seit 1924 mit den Eidgenossen. Liechtenstein führte im gleichen Jahr auch den Franken als offizielles Zahlungsmittel ein. Und seither waren die Länder stets vom Wunsche beseelt, «die zwischen der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein bestehenden freundschaftlichen Beziehungen fester und inniger zu gestalten», wie es im Zollvertrag unter anderem heisst. Über neunzig Jahre später sieht es aber nicht mehr so aus, als wolle das Fürstentum die freundschaftlichen Beziehungen fester und inniger gestalten.

Der Fürst geht auf Distanz

Die Distanz zwischen Vaduz und Bern vergrössert sich, zuerst einmal geografisch. Seit das «Ländle» seine Landvermessung auf GPS umstellte, ist die Fläche Liechtensteins leicht geschrumpft und die Entfernung zu Bern grösser geworden. Aber auch politisch macht es den Anschein, als gingen der Fürst und seine Regierungsmannschaft auf Distanz, seit die Schweiz Auskünfte verlangt über ungesteuerte Schweizer Gelder auf liechtensteinischen Banken und Stiftungen. Das Fürstentum war in der Vergangenheit bekannt dafür, dass man in der Schweiz unbeliebten Bischöfen Asyl gewährte und Kapitalflüchtlinge wohlwollend aufnahm.

Solange die Schweiz über ihre Finanzinstitute mit dem Finanzplatz Liechtenstein eng verzahnt war und kräftig mitverdiente, drückten die Schweizer Behörden beide Augen zu. Aber seit die internationale Staatengemein-

schaft bei Finanzgeschäften neue Transparenzregeln wie den automatischen Informationsaustausch als Standard festlegte, rüttelt auch die Schweiz ein bisschen energischer an der Festung Liechtenstein.

Abstecher nach Vaduz

Bevor sie sich in die Sommerferien verabschiedete, machte deshalb die Schweizer Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) noch einen kleinen Abstecher nach Vaduz, wo sie offiziell ein neues Doppelbesteuerungsabkommen unterzeichnete. Tatsächlich lag ihr beim Treffen mit dem liechtensteinischen Regierungschef Adrian Hasler ein anderes Geschäft viel mehr am Herzen: der automatische Informationsaustausch (AIA), also das Verfahren, wie Liechtenstein und die Schweiz künftig untereinander Daten über Bankkonten und Wertschriftendepots von Steuerpflichtigen austauschen.

Mit der EU und mit Australien hat die Schweiz ein AIA-Abkommen unterzeichnet. Seit Anfang Jahr verhandelt die Schweiz auch mit den USA. Die Amerikaner haben mit dem Steuergesetz Fatca zwar bereits einen einseitigen Informationsfluss durchgesetzt. Der

Liechtenstein wolle international den Musterknaben spielen, kneife aber, wenn es darauf ankomme.

Bundesrat will aber zu einem Modell wechseln, bei dem die Daten direkt zwischen den Steuerbehörden ausgetauscht werden. Rasch will die Schweiz nun auch mit Liechtenstein ein AIA-Abkommen abschliessen. Aus Schweizer Sicht schien das Vorhaben zuerst fast eine Routineangelegenheit.

Aber am 10. Juli musste Widmer-Schlumpf ohne eine konkrete Zusage zu Verhandlungen aus Vaduz abreisen. Vom Informationschef des dafür zuständigen Staatssekretariates für internationale Finanzfragen (SIF), Mario Tuor, erfährt man dazu nicht mehr, als in der Pressemitteilung steht: dass sich Widmer-Schlumpf und Hasler auch über die Umsetzung des AIA unterhalten hätten. Von anderer Seite erfährt man dagegen, dass man sich vom Besuch Widmer-Schlumpfs schon etwas mehr versprochen habe.

Seit die deutschen Steuerfahnder 2008 den damaligen deutschen Postchef Klaus Zumwinkel wegen Steuerhinterziehung verhafte-

ten – er hatte Schwarzgeld bei einer Stiftung in Liechtenstein versteckt –, bemüht sich der Bankenplatz Liechtenstein um ein besseres Image. Die Affäre Zumwinkel bildete im Rückblick eine Art Zäsur für das Steuerparadies Liechtenstein und sein Bankgeheimnis.

Im Interview mit der *Weltwoche* gab Erbprinz Alois später den neuen Tarif durch: Liechtenstein bereite sich intensiv auf den automatischen Informationsaustausch vor, sagte Seine Durchlaucht. Zu diesem Zeitpunkt stand bereits fest, dass der Kleinstaat früher als die Schweiz auf den AIA einschwenken wird. Das Fürstentum hatte sich gegenüber dem Global Forum on Transparency and Exchange of Information for Tax Purposes (Global Forum), der globalen Steuerpolizei, politisch dazu



Angriffe aus dem befreundeten Nachbarstaat:

verpflichtet, erstmals im September 2017 Informationen zum Kalenderjahr 2016 automatisch auszutauschen.

Das liechtensteinische Gesetz zur Umsetzung des AIA liegt inzwischen vor. Es soll auf den 1. Januar 2016 in Kraft treten. «Das Gesetz findet Anwendung im Verhältnis zu den Partnerstaaten, mit denen ein entsprechendes Abkommen oder eine Vereinbarung zur Umsetzung des AIA abgeschlossen wurde», sagt Katja Gey, die Leiterin der Stabsstelle für Internationale Finanzplatzagenden. Es gibt aber einen kleinen Schönheitsfehler. Bisher hat Liechtenstein mit keinem Land ein AIA-Abkommen abgeschlossen – die Verhandlungen mit der EU und ihren Mitgliedstaaten über die Einführung eines Datenaustausches sollen laut Gey aber vor dem Abschluss stehen.

Liechtenstein wolle international den Musterknaben spielen, kneife dann aber, wenn es darauf ankomme, tönt es nun in Bern, wo der Geduldsfaden langsam reisst. Im April schickte die Schweizer Finanzministerin der liechtensteinischen Regierung einen Brief, in dem sie das Interesse der Schweiz an einem AIA-Abkommen mit Liechtenstein bekundete.

Höflich bat sie darin, Liechtenstein möge doch allfällige Bedingungen formulieren. Im Mai kam die Antwort: Das Fürstentum sagte zwar nicht nein, das wäre einem Affront gleichgekommen, aber es sagte auch nicht ja. Es sei eine etwas schwammig abgefasste, unverbindliche Antwort gewesen, sagen gutinformierte Kreise, wie jene Antwort, die die Bundesrätin beim Treffen in Vaduz erhielt.

Wichtige Schweizer Kunden

Stabschefin Gey hat das Treffen anders in Erinnerung: Man habe das weitere Vorgehen besprochen und festgelegt, dass entsprechende Gespräche aufgenommen werden sollten. Aber eben erst nach der Sommerpause, und auch das ist nicht sicher. Eine verbindliche Zusage tönt anders. In der Schweiz ist man inzwischen überzeugt: Liechtenstein windet sich. Könnte es daran liegen, dass auf Bankkonten und bei Stiftungen in Vaduz viel un versteuertes Schweizer Geld liegt, wie man in Bern vermutet?

Und die Liechtensteiner einen Ab- und Rückfluss dieser Gelder befürchten, wenn man den AIA mit der Schweiz überstürzt beschliesst?

Das Schweizer Geschäft ist für die Geldinstitute des Fürstentums zentral. «Nebst dem Heimmarkt Liechtenstein gehört die Schweiz als Nachbarland nach wie vor zu den Kernmärkten der liechtensteinischen Institute und die Schweizer Kunden zu einem der wichtigsten Kundensegmente», sagt Simon Tribelhorn, der Geschäftsführer des liechtensteinischen Bankenverbandes. Tribelhorn kann allerdings nicht sagen, wie viele Schweizer Vermögenswerte von allen Banken am Platz

Der Bund muss zur Überzeugung gelangt sein, einen Goldschatz heben zu können.

zusammen verwaltet werden. Darüber führe weder der Verband noch das zuständige Amt eine Statistik. Eine Schätzung wagt man auch nicht in der Schweiz.

Einen Anhaltspunkt gibt es: Vor fünf Jahren meldete die *Aargauer Zeitung*, dass die grösste Bank in Liechtenstein, die LTG des Fürstenhauses, gegen 80 Milliarden Franken Vermögen bewirtschaftete, davon 20 Milliarden Franken Schweizer Geld. Allerdings weiss man nicht, aus welchem Hut die *Aargauer Zeitung* damals die Zahl hervorzauberte. Der Druck auf das Bankgeheimnis und Liechtenstein hat aber auch dazu geführt, dass inzwischen viele Gelder wieder abgeflossen sind. Die Banken im Fürstentum verwalten heute gegen 120 Milliarden Franken ausländische Vermögen. 2008 waren es noch 156 Milliarden. Wobei damit noch nicht gesagt ist, dass alle diese Gelder als Schwarzgeld in Liechtenstein parkiert wurden.

Widmer-Schlumpf und ihre Steuerexperten müssen aber seit Anfang 2015 zur Überzeugung gelangt sein, dass sie in Liechtenstein so etwas wie einen Goldschatz heben könnten. Zusätzliche Einnahmen kämen der Finanzministerin nicht ungelegen. Die Einnahmen der direkten Bundessteuer sind in den vergangenen Jahren regelrecht weggeschmolzen, das blieb lange Zeit unbemerkt. Anfang Jahr schlug sie Alarm und drängte Bundesrat und Parlament zu Sparmassnahmen.

Aber so einfach lässt sich die Burg der Fürsten und Prinzen von und zu Liechtenstein nicht schleifen. Und zurzeit hat man im Fürstentum ganz andere Sorgen als das Abwehren von Angriffen aus dem befreundeten Nachbarstaat Schweiz.

Die Vorbereitungen zum Staatsfeiertag, traditionell oben auf der Schlosswiese, laufen auf Hochtouren. Und man macht sich Sorgen, dass wegen der Hitzeperiode zum zweiten Male in der bisherigen Geschichte Liechtensteins das obligate Feuerwerk nicht gezündet werden könnte. Tja, so ist das im Land von Fürst Hans-Adam, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rietberg, Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein. ○



Bundesrätin Widmer-Schlumpf und Regierungschef Hasler am 10. Juli in Vaduz.



Es kam anders: Überreste gefallener Schweizer in der Kapelle auf dem Schlachtfeld von Marignano.

Historischer Wanderzirkus

Maissen leidet an Marignano, der *Blick* bietet Blocher auf, Podium reiht sich an Podium. Halbzeit im Jubiläumsjahr. Ein neues Buch über die Entstehung der Eidgenossenschaft zeigt: Die Schweizer Geschichte ist eine grossartige Erzählung – man muss sie nur zu erzählen wagen. *Von Peter Keller*

Das historische Superjahr macht gerade Sommerpause. Wie wir alle. Leicht erschöpft und verschwitzt. Noch gibt es keinen klaren Sieger in der Schlacht um die Deutungshoheit über Morgarten und Marignano. Ein Krieg ist nur bedingt planbar. Als Herzog Leopold I. im November 1315 sein Heer in Richtung Schwyz lenkt, scheint alles absehbar: Der Habsburger

wird das renitente Bauernvolk abstrafen und seine kürzlich erworbenen Vogteirechte durchsetzen. Im Fussball würde man von einem Pflichtsieg sprechen. Es kam anders.

Der ritterliche Trupp geriet in einen Hinterhalt am Morgarten. Oder, wie es beim farbigsten aller Schweizer Chronisten, Aegidius Tschudi (1505–1572), heisst: Mit einem «grossen ge-

schreij» seien die Eidgenossen den Berg herabgelaufen, jeder einen «wurfstein» in der Hand, mit denen sie «die herren und die pferdt» überfielen, «das es alles ze under übersich gieng».

Zwischen Büchern und Büstenhaltern

Auch der Historiker Thomas Maissen plante so etwas wie eine Strafaktion. In seiner Publi-

kation «Schweizer Heldengeschichten – und was dahintersteckt» arbeitete er sich an der hergebrachten, auf Freiheit getrimmten Geschichtstradition ab. Dazu stellte er jedem Kapitel ein Zitat von Christoph Blocher (und ein paar wenige von Ueli Maurer) voran, um diese dann mit Hilfe des aktuellen Forschungsstandes zu zerpfücken. Hier der edle Wissenschaftler, dort die dumpfen «Nationalkonservativen». Er bedauere, so Maissen gegenüber der *Tribune de Genève*, dass man die Schweizer Geschichte der «antieuropäischen Rechten» überlassen habe. Mit seinem Buch will er die anderen Parteien argumentativ gegen die SVP aufrüsten. Das tönt auf den ersten Blick furchtbar pädagogisch. Glücklicherweise setzte Maissen seinen Plan polemischer und politischer um, als zu erwarten war.

Die Debatte plätscherte vor sich hin, bis im Frühling die Boulevardzeitung *Blick* ins Geschehen eingriff. Gleich drei Seiten räumte Chefredaktor René Lüchinger frei, sortierte beide Lager und liess sie genüsslich aufeinander losgehen, «das es alles ze under übersich gieng». Er wolle den «Mörgeli in uns» vertreiben, versprach Thomas Maissen – worauf ihn dieser postwendend als «grundsatzlosen Zeitgeistschwätzer» abtat. Am Tag darauf bot der *Blick* das immer noch, mit Verlaub, verlässlichste Schlachtross im SVP-Stall auf: Wer die Geschichte entstelle wie Maissen, wolle die Nation wegputzen, diktierte Christoph Blocher. «Ich bin für die Souveränität der Schweiz, direkte Demokratie, Neutralität. Maissen ist für einen EU-Beitritt.» Dieser habe natürlich gemerkt, dass die Schweizer Staatssäulen seiner Europa-Agenda im Wege stünden.

Einem Wanderzirkus gleich folgten verschiedene Podien im Land. Mal Blocher gegen Maissen. Mal Köppel und Keller mit Jo Lang und André Holenstein, Professor an der Universität Bern und Verfasser des Buches «Mitten in Europa: Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte». Seine Studie erschien wie Maissens Streitschrift im Verlag Hier und Jetzt – seit gut zehn Jahren die erste Adresse für Historiker, die jenseits ihres akademischen Biotops auch für ein grösseres Publikum schreiben wollen (und können).

Ich verabrede mich mit dem Verlagschef Bruno Meier etwas ausserhalb von Baden in einer der gesichtslosen Gewerbezone, wie sie überall in der Schweiz zu finden sind. Im Parterre des Gebäudes verkauft der Schweizer Unterwäschehersteller Beldona Dessous und Büstenhalter frisch ab Fabrik. Ein Stockwerk höher präsentiert Meier, ebenfalls adrett aufgereiht, seine Bücher. Ein durchaus passender Einstieg ins Verlegergeschäft, wie das Team von Hier

und Jetzt es versteht. Man kennt keine Berührungängste, da findet sich neben einer Dissertation ein (historisches) Kochbuch, neben Biografien gehören reichbebilderte Übersichtswerke zum Sortiment.

«Die Sache hatte sich verselbständigt»

«In diesem Spagat bewegen wir uns», sagt Meier. «Grundsätzlich dreht sich unser Business darum, wie wir Geschichte, die uns interessiert, den Leuten vermitteln können. Es geht eigentlich ums Erzählen.» Und ums Verkaufen, wie er freimütig ergänzt. Meier holt Kaffee. Er wirkt alterslos, hat trotz seiner 53 Jahre ein studentisches Gesicht. Sein Metier ist ein ständiger Kampf um die Finanzierung des nächsten Projekts. Dass ein Medium wie der *Blick* ein Sachbuch auf die Titelseite stemmt, ist dann wie Weihnachten und Ramadan zugleich. Ober Christoph Blocher schon ein Dankeskärtchen geschrieben habe? Meier verneint lachend. «Die Sache hatte sich verselbständigt.» Mit angenehmen Nebenwirkungen: Maissens Heldengeschichten verkaufen sich hervorragend.

Auch Meier ist Historiker und publiziert neben seiner verlegerischen Arbeit. Ende letzten Jahres zog er sich zum Schreiben für einen Monat in ein Ferienhaus in Seelisberg zurück. Der perfekte Ort für sein Buchprojekt «Von Morgarten bis Marignano» über die frühe Entstehungszeit der Eidgenossenschaft. Das kleine Dorf liegt hoch über dem Vierwaldstättersee, an seiner Nordkante geht es steil hinunter zum Rütli, jener mythischen Wiese, auf der laut Überlieferung die Talschaften Uri, Schwyz und Unterwalden ihren Bund schlossen.

«Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern», heisst es bei Schiller. «In keiner Not uns



Mythos austreiben: Maissen.



«Wachsender Respekt»: Meier.

trennen und Gefahr. / Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, / eher den Tod, als in Knechtschaft leben.» Vier Sätze für die Ewigkeit. Oder eben nicht. Maissen will der Schweiz ihre Mythen austreiben. Mit der Geissel in der Hand stürmt er in den heiligen Tempel. Wie das Gros seiner Kollegen «dekonstruiert» Maissen alles, was auf die Befreiungstradition und

den Selbstbestimmungswillen in der schweizerischen Geschichte hindeutet.

Meier ist da anders. «Ich bin ein nüchterner Mensch. Ich würde nie ein Debattenbuch schreiben.» Ihn treiben andere Fragen um. Der interessierte Laie könne mit der dekonstruierten Geschichte wenig bis nichts mehr anfassen. Er habe mit seinem Buch, das chronologisch aufgebaut ist, wieder Orientierung

Glücklicherweise setzte Maissen seinen Plan polemischer um, als zu erwarten war.

schaffen wollen. Auch er stellt jedem Kapitel ein längeres Zitat voran. Allerdings nicht von zeitgenössischen Politikern, sondern von den beiden grossen Schweizer Historiografen Aegidius Tschudi und Johannes Stumpf (1500–1577/78). Vor allem Tschudi habe er sehr intensiv gelesen – «mit wachsendem Respekt vor seiner erzählerischen Leistung». Was sich auch wohltuend in Meiers Arbeit niederschlägt. Seinem Naturell entsprechend, stellt er nicht sich oder eine These ins Zentrum. Die gut zweihundert Seiten bilden ein fundiertes Panorama über die frühe Zeit der Eidgenossenschaft.

Italowestern auf dem Schlachtfeld

Kleiner Epilog. Im April meldet sich das Westschweizer Fernsehen. Man möchte gerne den politisierten Historikerstreit abbilden. Die Einladung geht an den SP-Nationalrat Jean-François Steiert und an mich. Treffpunkt: das ausserhalb Mailands gelegene Schlachtfeld von Marignano. Dort erinnert eine kleine Kapelle an die Ereignisse von 1515. Am Fenstergitter hängen ein paar Plastikblumen. Die Türe ist verschlossen. Im Innern lassen sich Schädel und Knochen erkennen. So sieht also der schweizerische Monumentalismus aus: ein halbwegs restauriertes Kirchlein, abseits auf einer Landstrasse. Frankreich feiert sich mit dem Arc de Triomphe. Die Schweiz begeht eine Niederlage.

Den welschen TV-Journalisten schwebt eine Mischung aus Schulfernsehen und Italowestern vor. Wir sollen wie zwei Duellanten aufeinander zugehen. Dann ein Schnitt, Nahaufnahme und eine Anweisung des Kameramanns:

«Spielt mit den Fingern, so als würdet ihr im nächsten Sekundenbruchteil einen imaginären Colt ziehen.» Nun gut. Zwei Brillenträger auf einer Landstrasse, die Cowboy spielen. Marignano sehen und weiterleben.

Bruno Meier: Von Morgarten bis Marignano. Hier und Jetzt. 224 S., Fr. 39.–

Fuchs im Einzelhandel

Mit seinem Fox-Town-Outlet-Center hat Silvio Tarchini das Tessin und die ganze Schweiz aufgemischt. Dazu hätten alle Tessiner das Zeug, meint er. Wenn sie sich anstrengen.

Von Wolfgang Koydl und Vera Hartmann (Bild)

Wenn man unterstellt, dass ein Auto Rückschlüsse auf die Person seines Besitzers erlaubt, kann man bei Silvio Tarchinis Wagen womöglich noch einen Schritt weiter gehen und eine Parallele zum Charakter seiner Tessiner Landsleute ziehen. Schliesslich kombiniert sein ferrarirotes Bentley-Coupé südländische Lebenslust mit nördlicher Ingenieurskunst. Genau diese Mischung beschreibt nach Überzeugung des siebzigjährigen Luganeser Unternehmers auch ziemlich gut die Bewohner des Südkantons: Aus Deutschschweizer Sicht hemmungslos hedonistische Italiener, in italienischen Augen humorlose Workaholics.

Die Wahrheit, das weiss Tarchini, liegt natürlich wie so oft auch hier irgendwo dazwischen. Sie äussert sich sogar in der Art und Weise, wie er seinen Bentley nutzt. Einerseits ist ihm schon bewusst, dass er mit seiner Nobelkutsche *bella figura* macht und die Blicke auf sich zieht. Andererseits ist der Wagen für ihn ganz nüchtern rollendes Büro und fahrender Untersatz, der ihn dorthin bringt, wo er hinwill. Und Tarchini ist viel unterwegs, denn er gebietet über ein weitgefächertes und vielfältiges Reich: Lager- und Fabrikhallen, Daten- und Logistikzentren und sogar ein Luxushotel hoch über dem *lago*. Auch wenn er die operative Führung weitgehend an seine drei Töchter abgetreten hat, denkt er noch lange nicht ans Aufhören: «Ruhestand ist langweilig.»

Drei Millionen Menschen jedes Jahr

Und so fährt Tarchini weiter kreuz und quer durchs Tessin: Von Lugano hinauf zur Regierung in Bellinzona und weiter hinein in die Leventina. Oder hinüber zum «Resort Collina d'Oro» in Agra, dann wieder zu seinem Büro nach Manno, und immer wieder hinunter ins Mendrisiotto. Dort schlägt das Herz seines Unternehmens, das ihn im ganzen Land berühmt und für viele wohl auch berüchtigt gemacht hat: die Fox-Town Factory Stores, ein preiswertes Outlet-Center für teure Luxuslabels von Armani bis Zegna, von Bally, Boss und Burberry bis Valentino, Vans und Versace.

In diesem Jahr feiert das Einkaufszentrum seinen zwanzigsten Geburtstag. Mehr als drei Millionen Menschen flanieren jedes Jahr durch die 160 Läden, Restaurants und Boutiquen, die auf einer Gesamtfläche von 50 000 Quadratmetern ihre Produkte anbieten. Knapp zwei Drittel des Umsatzes werden mit ausländischen Kunden gemacht: mit Russen, Chinesen, Arabern und vor allem Italienern.

«Die würden sogar einen Kredit aufnehmen, um sich einen Anzug von Armani leisten zu können», sagt Tarchini lachend. Bei ihm können sie ihn sich ohne Darlehen leisten.

Probleme gab es freilich immer wieder wegen einer Besonderheit von Fox-Town: Das Einkaufsparadies hat auch an Sonn- und Feiertagen geöffnet, ein Unikum, das es lediglich mit dem Designer-Outlet in Landquart teilt. Auf die Arbeit an den Ruhetagen kann Tarchini schlecht verzichten: In Mendrisio wird an Wochenenden immerhin ein Fünftel des gesamten Umsatzes erwirtschaftet. Nach der Eröffnung von Fox-Town hatte er die Zustimmung der Gewerkschaften zur Sonntagsarbeit mit einem Gesamtarbeitsvertrag erkaufte. Dennoch regte sich immer wieder Widerstand. «Selbstverständlich hat kein Gewerkschaftsfunktionär je eine Verkäuferin befragt», erinnert sich Tarchini. «Diese Frauen sind die Woche über in ihren Familien beschäftigt und geniessen einen Nebenjob am Wochenende.»

Italien als Schicksal des Kantons

Heute hat Tarchini mit dem Consiglio di Stato eine Sondergenehmigung für Foxtown ausgehandelt. Solange sichergestellt ist, dass die grosse Mehrzahl der Produkte aus dem Luxussegment und die grosse Mehrzahl der Kunden aus dem Ausland stammen, steht der Sonntagsöffnung nichts im Wege. Geholfen haben dem Unternehmer sicherlich seine guten Beziehungen mit Bellinzona. Die brauchen Firmenchefs zwar auch anderswo, aber im kleinräumigen Tessin mit seinen überschaubaren familiären Strukturen ist ein guter Draht zur Regierung noch wichtiger. «Tarchini operiert auf der Grundlage zweier lateinischer Sentenzen», sagt ein langjähriger Beobachter der Tessiner Szene. «*Do ut des* und *Manus manum lavat* – zu Deutsch: Ich gebe dir, damit du mir auch etwas gibst. Und: Eine Hand wäscht die andere.»

So hat man ihm nicht vergessen, dass er den Kanton aus einer ungeheuren Peinlichkeit rettete, nachdem das Stimmvolk im letzten Jahr die finanzielle Beteiligung Bellinzonas an der Mailänder Weltausstellung abgelehnt hatte. Unangenehm war das vor allem deshalb, weil ursprünglich alle Gotthard-Kantone gemeinsam diesem drei Millionen Franken hohen Zuschuss zugestimmt hatten. Tarchini fackelte nicht lange, griff in die eigene Schatulle und trieb bei Unternehmerfreunden weitere Spenden ein. «Es hätte blöd ausgesehen, wenn das Tessin drüben in Mailand nicht einmal einen

Apéro hätte ausrichten können», kommentierte der Beobachter.

Tarchini und seine Tessiner mögen sich zwar ohne Wenn und Aber als Schweizer empfinden, aber gleichwohl ist Italien das Schicksal des Kantons – im Guten wie im Bösen. Angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftskrise beim südlichen Nachbarn und des massenhaften Zustroms von Pendlern, den *frontalieri*, mag es erstaunlich klingen, aber der Padrone aus Mendrisio ist fest davon überzeugt, dass das Tessin den heutigen Wohlstand nur den Italienern verdankt: «Sie haben unseren Reichtum geschaffen, sie haben ihr Geld auf unsere Banken getragen, ihren Industrien verdanken wir unser Wachstum», zählt Tarchini auf. Aus der Deutschschweiz sei nie viel zu erwarten gewesen. Früher habe es lediglich ein paar Strumpf- und Kleiderfabriken in deutscher Hand gegeben, erzählt er. «Wir hatten eben die billigen Arbeitskräfte.» Genüsslich lehnt er sich in den Sessel zurück und breitet die Arme aus. «Der Deutschschweizer hat sich den Tessiner doch immer wie Rimini vorgestellt. Mit Sonne und kurzen Hosen, aber doch nicht in einer Fabrik.»

Tarchini lässt keinen Zweifel daran, dass dieses Bild falsch und ungerecht ist. «Der Tessiner arbeitet sicher nicht weniger als der Deutschschweizer», entrüstet er sich. «Sein Nachteil ist, dass er erst Deutsch, Englisch oder Französisch lernen muss, wenn er Karriere machen will.

«Am Samstag wurde geheiratet, am Sonntag Nachwuchs gezeugt, am Montag ausgewandert.»

Mit anderen Worten: Er muss weg, wenn er etwas werden will.» Es ist ein jahrhundertealtes Schicksal des Tessins: Noch bis Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts galt, was Marco Solari, der Chef des Filmfestivals Locarno, einst so beschrieben hat: «Am Samstag wurde geheiratet, am Sonntag wurde der Nachwuchs gezeugt, und am Montag wanderte der Bräutigam aus.»

So dramatisch ist es im modernen, wohlhabenden Tessin nicht mehr. Gleichwohl hat sich nach der Meinung von Tarchini grundsätzlich nichts geändert. «Der Tessiner ist gut, wenn er weggeht», postuliert er und fügt mit verschmitztem Lächeln hinzu: «Eigentlich sollte die Universität von Lugano für Tessiner verboten sein, denn sie müssen sich draussen die Fähigkeiten erarbeiten.» Beispiele? An ers-



«Das Schweizervolk entscheidet immer richtig»: Unternehmer Tarchini.

ter Stelle nennt er UBS-Chef Sergio Ermotti, der mit 25 zur Citibank nach Zürich ging. An zweiter Stelle könnte er sehr gut sich selbst anführen.

Der 1944 im Luganeser Vorort Viganello geborene Tarchini bewies im Laufe seines Lebens nur in zwei Punkten Stetigkeit: Er ist seit 48 Jahren mit derselben Frau verheiratet, und er hat sich stets sein Gespür für Business-Gelegenheiten bewahrt. Ansonsten hielt er sich nur selten an einen festgefühten Lebensplan. Das fing schon in seiner Familie an, in der vom Vater über den älteren Bruder bis hin zu vier Onkeln

alle Juristen waren. Doch der junge Silvio schmiss das Lyzeum hin, piff auf Jura und übernahm den Holzbetrieb eines Onkels mütterlicherseits. Damit begannen seine Wanderungen: Zuerst zog er an die Handelsschule in Zürich und machte ein Praktikum in einer Sägerei in Langnau. Dort erwarb er sich sein *Züritüütsch*, eine der sechs Sprachen, die er mehr oder minder fließend beherrscht.

Er ging nach Grossbritannien und nach Amerika, und mit 23 Jahren vertauschte er Holz gegen Plastik: Plastar war seine erste eigene Firma, die er ein knappes Jahrzehnt später mit

Gewinn verkaufte. Mit dem Erlös in der Tasche begab er sich zusammen mit seiner Frau auf eine mehrmonatige Weltreise. «Wir suchten etwas Neues, egal, wo», berichtet er. Fündig wurde er in Argentinien, wo er mit zwei Bürogebäuden in Downtown Buenos Aires ins Immobiliengeschäft einstieg. Drei Jahre lebte er mit seiner Frau und den drei Töchtern am Río de la Plata, bevor ihn die Hyperinflation in dem lateinamerikanischen Land schliesslich wieder in die Schweizer Heimat trieb, wo er im grossen Stil Gewerbegebäude aufkaufte und vermietete.

Das erste Grundstück bei Bioggio übernahm er von den SBB, und bis heute behaupten böse Zungen, dass er das Land viel zu billig bekommen habe – dank ein klein wenig Hilfe durch seine politischen Freunde. Wegen dieses Deals soll er sogar, so seine Kritiker, unfreiwillig zum Vater der Lega dei Ticinesi geworden sein, die sich als Partei der Saubermänner gegen den Bellinzoner Filz etablierte. Von den Gewerbebezogen war es eigentlich kein grosser Sprung zur Shopping-Mall, obschon sich Tarchini bis heute wundert, dass in der Schweiz niemand vor ihm auf diese Idee gekommen war. Das passende Gelände in Mendrisio hatte er schon. Die Umzonung von der Lagerhalle in ein Einzelhandelszentrum gelang ebenfalls recht schnell, und der Name Fox-Town entstand in einem vierstündigen Brainstorming der Belegschaft: «Er sollte ausdrücken, dass es gross und smart ist», sagt Tarchini.

Rosige Zukunft

Sein Selfmade-Leben hält er für das beste Beispiel, dass es jeder schaffen kann, wenn er nur will. Das gilt vor allem für seine Tessiner Landsleute, denen er zu viel Bequemlichkeit unterstellt. «Sie halten sich für benachteiligt in der Eidgenossenschaft», höhnt er. «Also, das glaube ich überhaupt nicht. Ihr einziges Problem ist, dass sie es in den letzten vierzig Jahren zu leicht hatten.» Das Aschenputtel der Nation, das seien sie ganz bestimmt nicht. «Ich gebe Ihnen nur ein Beispiel: Wir haben zwei staatliche italienische Fernsehkanäle. Wer finanziert die? Sicher nicht die Tessiner.»

Die Zukunft sieht er denn auch grundsätzlich rosig, vor allem so lange, wie die Schweiz der Europäischen Union fernbleibt. Die Bilateralen seien schon okay, gesteht er, aber einen Beitritt werde es – und dürfe es – nie geben. «Eine kleine Schweiz ist viel beweglicher und konkurrenzfähiger, wenn sie allein bleibt», findet er. «Vorsichtig» müsse die Schweiz im Umgang mit der EU sein; zumal das Instrument der direkten Demokratie dürfe nicht leichtfertig geopfert werden. «Das Schweizervolk entscheidet immer richtig», teilt er im Brustton fester Überzeugung mit. «Von Ausnahmen abgesehen.» Diese Ausnahmen, so viel verrät sein schräges Grinsen, ereignen sich stets dann, wenn Volkes Wille nicht mit Tarchinis Willen übereinstimmt. Aber damit kann der überzeugte Eidgenosse gut leben. ○

Danke, Mann!

In Beziehungen muss man auch mal Wertschätzung zeigen. Das macht das Zusammenleben schöner. Nach aller Kritik deshalb ein überfälliges Dankeschön. Von Dominique Feusi und Doreen Borsutzki (Illustrationen)

1—Danke, dass ihr uns umgarnt.

Das ist äusserst charmant. Auch wenn das manche Frauen, gerade in Zürich, gerne mit einem Gesichtsausdruck wie ein offenes Gefrierfach quittieren. Bitte nicht aufhören! Danke, dass ihr uns trotzdem immer wieder um diesen Tanz bittet, uns anlächelt, den ersten Schritt wagt, selbst wenn das Ganze nur zu einem Tänzchen, sprich: einer netten Unterhaltung, führt («Wie? Sie wollen wirklich tanzen? O mein Gott, ich kann keinen Walzer!»).

Wie sportlich, dass ihr nach der Telefonnummer («Nein!») fragt. Und euch, um auch nur für einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zu erhaschen, zum Affen macht. Es ist natürlich etwas weniger amüsant, wenn ihr uns zum Affen macht, weil wir nicht tanzen können. Danke, dass ihr dennoch ritterlich führt («Sorry. Tut's weh?»).

Wie verrückt, dass ihr für uns den bösen Buben mimt. Und im «Baur au Lac» einen Aschenbecher klaut (der geschätzte Kollege Kurt W. Zimmermann). Und auf die Frage, weshalb dem Aschenbecher denn die Zigaretteinbuchtungen fehlten, umgehend gesteht: «Gut, es ist eine Seifenschale. Aus der Herrentoilette. Aus dem Vorräum.» Seufz, diese *bad boys*. Knallhart. Risikoverliebt. Abgebrüht. Danke, dass ihr für uns durchs Feuer geht.

Wie amüsant, dass ihr uns beeindrucken wollt («Du kriegst zwölf Lindor-Kugeln auf einmal in den Mund? Wirklich?»). Ernsthaft, das ist ein äusserst unterhaltsames Format, wir sind stets gespannt, was ihr in der Fortsetzung auffährt. (Blind Date am Nebentisch. Er: «Ich habe einen Roller.» Sie: [Leerer Blick] Er: «Also einen grossen.» Sie: [Leerer Blick] Er, topmotiviert und eine Spur zu laut: «Ich hab

Hey, so was hält nicht ein Leben lang, carpe diem, man muss die Feste feiern, wie sie fallen.

wirklich einen Grossen! Komm nach draussen, und ich zeig ihn dir!») Danke, dass ihr uns zum Lachen bringt (das halbe Restaurant).

Wie galant, dass ihr Komplimente streut, uns (nur rasch) die Handtasche abnehmt («Doch, doch, du kannst es tragen»), einen Sitzplatz organisiert («Für wie alt halten Sie mich?»), die Tür des Trams blockiert (ausser ich sitze drin), den Packen Mineralwasser schleppt und, ganz wichtig: Danke, dass ihr uns den Vortritt lasst («Wow, der ist aber nett!

Was, wir kommen auch von rechts?»). Danke, dass es noch Gentlemen gibt.

Wie zuvorkommend, dass ihr uns die Tür aufhaltet, aus dem Mantel helft, das ganze Zeug zur Garderobe bringt, was zu trinken holt und beim Zurückkommen dem Herrn, mit welchem wir uns inzwischen angeregt unterhalten haben, durch eure pure Präsenz zeigt: Mein Freund, es ist an der Zeit zu gehen («Der war aber wirklich nett! Und etwa hundertzehn. Was, alter Schleimbock?»).

Und danke, ihr Männer der Hoch-, Tief- und Gartenbaubranche, dass ihr Vogelgesang intoniert, wenn wir vorbeigehen. Ich bekenne: Mein Herz macht jedes Mal einen Hupf. Strike! Bazinga! Touchdown! Hey, so was hält nicht ein Leben lang, carpe diem, man muss die Feste feiern, wie sie fallen. Natürlich mit einem Gesichtsausdruck wie ein offenes Gefrierfach.

2—Danke, dass ihr bei Gefahr nachseht.

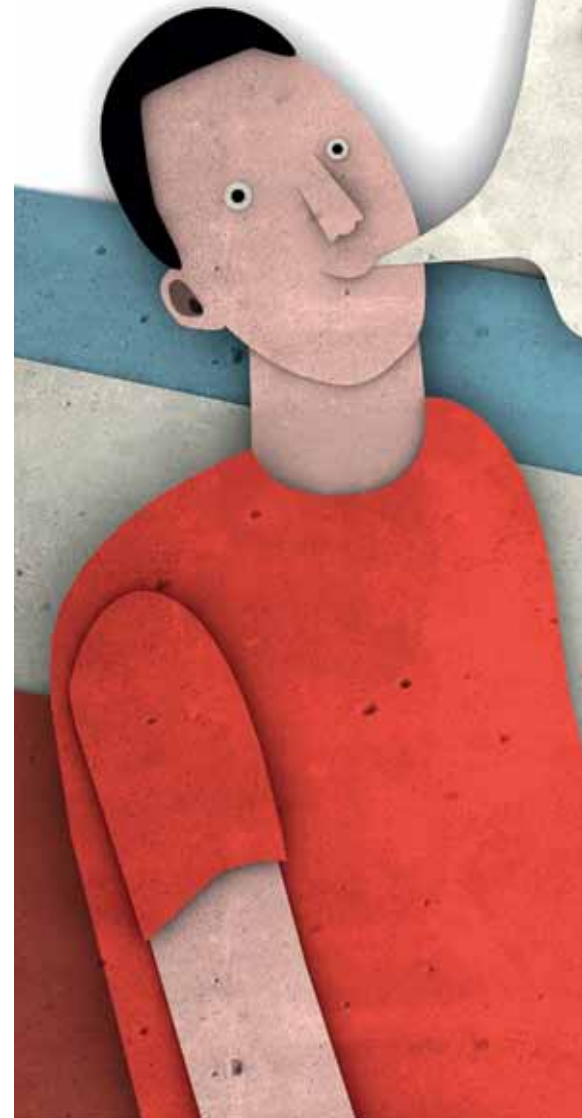
Morgens um vier. In den Unterhosen. Bewaffnet mit einem Drahtkleiderbügel. Man weiss schliesslich nie, ob man nicht jeden Moment einem Einbrecher das Jackett abnehmen muss. Vielleicht sollten wir ihm auch einen Drink anbieten? Ich sag' ja schon nix mehr – «Da war doch was! Kannst du bitte nachsehen gehen? Jetzt?»

3—Danke, dass ihr uns beschützt.

Oft wird es erst bemerkt, wenn keiner da ist: Einen Mann im Haus zu haben, ist unglaublich beruhigend. Auch im Zelt. Oder im Bungalow. Egal, wo, wie und wann, das Beruhigende ist: Bei Gefahr muss er ran. «Puh! Gibt es hier Tiger?»

Danke, seid ihr die Festung im Sturm («Und du bist dir ganz sicher, dass dieses Zelt in einem Windkanal getestet wurde?»), der Fels in der Brandung, das Licht in der Dunkelheit («Krass, dein iPhone hat eine Taschenlampenfunktion? Kann ich deins haben?»), der Retter in der Not (McDreamy, George Clooney, der Bergdoktor) und der schöne, einsame Kerl, der in romantischen Filmen stets im Leuchtturm wohnt und dem Weib den Weg im Ozean der Gefühle weist. Und später seinen Leuchtturm zeigt.

Danke, sagt ihr zum Irren an der Tanke: «Abflug. Jetzt», wie es eben nur ein Mann tun kann. Und wenn ihr dabei noch diese Jeans und dieses V-Neck-Shirt trägt. Miau. «Wollen wir nach Hause gehen? Jetzt?»

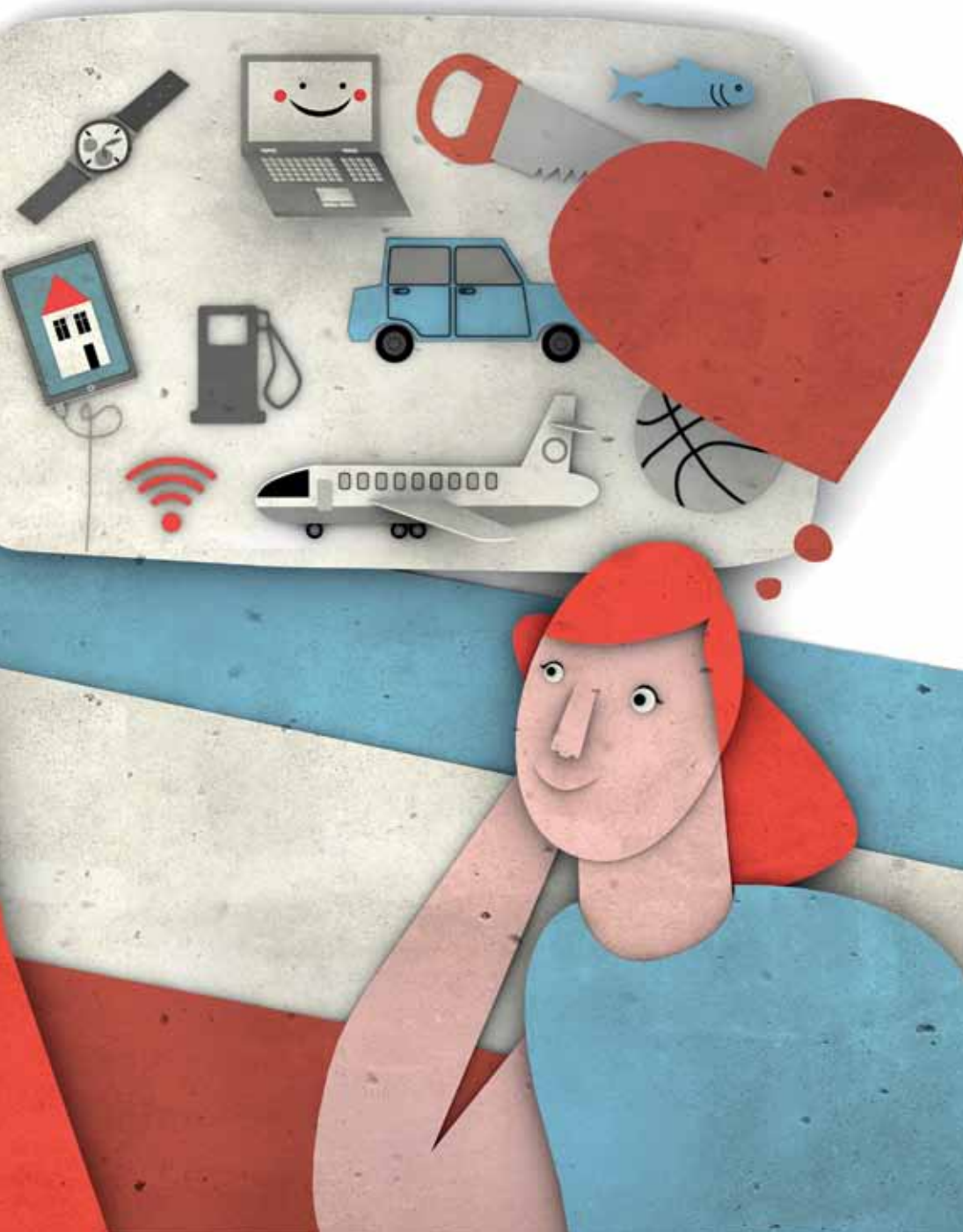


«Und wer soll denn bitte schön den Roboter

Danke, dass ihr uns ritterlich zur Seite steht, wenn uns rauer Wind entgegenweht, danke, dass ihr für unsere Rechte kämpft. Und für uns nach dem Rechten seht («Hallo, ist mir egal, ob der in der NHL spielt und da hinten seine Mannschaftskollegen sind, der soll sich gefälligst hinten anstellen! Sag dem, ich war zuerst da! Was, viel Spass mit der Emanzipation?»).

4—Danke, dass euch Technik interessiert.

Es ist natürlich super, wenn sich auch Frauen für Technik interessieren. Und wahnsinnig sexy. In Serien und Filmen wimmelt es ja geradezu von crazy jungen Dingern, die sich in Datenbanken hacken, das Internet neu formatieren und nebenbei ein Motorrad reparieren. Wow! Ich würde mein Internet sofort so einem



reparieren?»

crazy jungen Ding anvertrauen. Aber ich kenne keins. Bei mir muss immer ein Mann ran. Und dafür bin ich dem Mann, welchem auch immer, von ganzer Seele und aus tiefstem Herzen dankbar.

«Schatz, wir haben kein Internet! Kannst du mal bitte nachsehen? Jetzt?»

Ehrlich, Technik interessiert mich einen feuchten Dreck. An der Erziehung kann's nicht liegen, mein Vater hat sich stets bemüht. Ganz nach dem Prinzip: Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Er hat mit mir Autos repariert («Bla, bla, bla, Alternator»), eruiert, weshalb der Wecker nix mehr taugt («Bla, bla, bla, Feder»), am Notstromaggregat geschraubt («Bla, bla, bla, verstopftes Filtersieb»), antike Lampen elektrifiziert («Nicht anfassen! *Gopferteli!*, was hab ich über Strom gesagt?»), Wasserpumpen zu-

sammengebaut («Bla, bla, bla, Turbine») und erläutert, was wo wann warum was auch immer ansaugt. Ich fand das sehr schön. Vor allem die Zeit mit ihm. Es ist als Tochter toll, zu bemerken, dass der Vater einen gerne um sich hat. Und er einem alles zutraut. Egal, ob Tochter oder Sohn, völlig geschlechtsneutral – dass man einfach sein Kind ist. Und er einem alle Fähigkeiten dieser Welt zuspricht. Das gibt Grundvertrauen fürs Leben mit. Danke dafür.

Was wo wann warum wie funktioniert, hat mich trotzdem einen feuchten Dreck interessiert. Ich habe lieber mit der Heissleimpistole Ersatzteile («Nicht die! *Gopferteli!*») auf Zigarrenkisten geklebt. Und wenn er redet, welcher Mann auch immer, denke ich bis heute: «Bla, bla, bla, *who cares*, bring's doch einfach zum Laufen.» – «Oh, geht wieder, danke schön!»

Es ist Faulheit. Gepaart mit gänzlicher Talentfreiheit. Aber vor allem Faulheit. «Nein, ich will nicht in die Systemeinstellungen gehen! Kannst nicht du das für mich tun?»

5—Danke, dass ihr all das Zeug repariert.

In diesem Sinne auch: Danke, dass ihr die Cablecom-Box («Hurenbock! Verfluchter!») installiert. Und sie immer und immer wieder zum Laufen bringt («Drecksteil! Vorkriegstechnologie!»). Und die Uhr auf Sommerzeit umstellt. Und die Backofenuhr programmiert. Auch wenn sie dann morgens um vier losgeht. Danke, dass ihr die Gartenplatten sowie alles, was in euren Radius gerät, von tiefsitzendem Schmutz befreit (Kärcher-Hochdruckreiniger – «Nicht den Hund!»). Danke, dass die Kaffeemaschine wieder läuft («Gezielter Schlag auf die Seite oben, nein, man muss wissen, wo»). Danke, dass ihr den Router neu konfiguriert, «Bla, bla, bla, WLAN, Bla, bla, bla», mir wird schon beim Wort WLAN schlecht.

Danke auch, dass ihr das Licht am Auto («Nur noch Plastik!») wieder zum Leuchten bringt, das Türschloss aufsnappen lässt (WD-40-Spray), die Stromleiste fixiert (Gaffer-Tape), den Gartenschlauch abdichtet (Gaffer-Tape), die Regenjacke flickt («Gaffer-Tape? Wirklich?»), und danke, welche faszinierende Eigenschaft, dass ihr das Kabelchaos hinterm Schreibtisch zu züchtigen wisst (Kabelbinder)! Es gibt natürlich auch Frauen, die auf andere Praktiken mit Kabelbindern stehen, persönlich find' ich die Sache mit den zusammengebundenen Kabeln hinterm Schreibtisch wunderschön. Und eine I-a-Verhandlungsbasis für ein eventuelles weiteres Vorgehen («Wie? Ob du mir zeigen sollst, wo meine Systemeinstellungen sind?»).

6—Danke, dass ihr so lustig seid.

Männer mit Humor sind ein Gottesgeschenk! Danke schön! Weshalb wohl wollen alle Frauen «einen mit Humor»? Hatten Sie schon mal gleichzeitig einen Orgasmus und einen Lachanfall? *Bless you all.*

7—Danke, dass ihr den Rasen mäht.

Auch ohne Aufsitzmäher von John Deere. Wirklich. Das wurde von Frauen ganz oft erwähnt. Dass man ohne Golfanlage hinterm Haus sicher keinen Aufsitzmäher von John Deere braucht («Nein, auch nicht, wenn ihr ihn zusammen kauft», sowie: «Ich bin so froh, dass er den Rasen mäht»).

Wobei die Geschiedenen darauf stets umgehend einzuwenden wussten: «Ich habe jetzt einen Roboter und bin sehr zufrieden damit.»

Eine beunruhigende Tendenz, «Terminator» lässt grüssen, Elon Musk ist auch ganz besorgt, das Ende der Menschheit naht. Und doch wäre meine unmittelbare Angst: «Und wer soll denn bitte schön den Roboter reparieren?»



Frau, fremdgesteuert von Hormonen, auf das Ziel Mann programmiert.

8 — Danke für eure Wärme.

Danke, dass ihr den Arm um uns legt. Danke, dass ihr uns euer Jackett gebt (eine rührend schöne Geste). Oder die Lederjacke (eine rührend schöne Weste) – «Willst du die wirklich zurück?» Dann doch besser: Danke, dass ihr uns das Jäckchen holen geht. Danke, dass ihr uns morgens zudeckt. Danke, dass ihr abends zu uns unter die Decke kriecht (ausser nach reichlich Alkohol und ... «Was um Himmels willen hast du gegessen?»). Und natürlich danke, falls ihr schon daliegt und prächtig vorgeheizt habt. Mon dieu, habt ihr immer schön warm, gegen kalte Füße gibt's nix Besseres als einen Mann im Bett! («Was, Eisbrikett? Nein, ich bin nicht betrunken. Schläfst du schon?»)

9 — Danke für eure Gelassenheit.

«Wird schon gutgehen», «Das Kind wird sich schon nicht weh tun», «Schlaf erst mal», «Das Benzin im Tank reicht schon noch», «Essen wir zuerst was», «Der Hund braucht kein Mäntelchen, der hat ein Fell», «Scheiss auf die Anleitung, das ist ein Ikea-Gestell», «Die Katze kommt bestimmt zurück», «Natürlich hält das», «Ob man da runterfahren kann? Auf jeden Fall», «Sicherheitshinweise? Risiko gehört dazu, wo stellt man an?», «Sicher kann

man das noch essen. Kein Problem», «Werden wir dann schon sehen», «Der Vogel ruht sich nur aus. Reg dich nicht auf», «Warnsignale? Denk einfach nicht dran. Geht dann schon weg», «Natürlich reicht das Benzin!», «Hör doch jetzt auf. Reden wir nicht drüber», «Nein, das ist nicht gefährlich. Niemand muss zum Arzt. Das ist nicht gebrochen», «Wen

Mon dieu, habt ihr immer schön warm, gegen kalte Füße gibt's nix Besseres als einen Mann im Bett!

interessiert schon, was die anderen denken», «Schlaf doch jetzt. Mach dir keine Sorgen. Alles wird gut», «Soll ich dir noch ein bisschen zeigen, wo die Systemeinstellungen sind?»

Danke, dass ihr manchmal ein schier immenses Urvertrauen habt. Nun ja, manchmal ist das auch ein bisschen ..., dies ist eine Huldigung, sagen wir: Danke für euren Mumm. Und bemerkenswert oft impliziert euer unmittelbarster Lösungsvorschlag das Triumvirat: Schlaf, Essen und Sex. «Jetzt? Nicht dein Ernst?»

Einverstanden, legt sich die erste Aufregung, zeigt der Praxistest: Aber hallo, schlafen, essen und Sex ist als Soforthilfepaket oft

gar nicht mal so schlecht! Okay, und besser als die weiblichen Top Drei: wachliegen, grübeln und Kopfweh kriegen.

«Sieh, das Gute liegt so nah»: «Schläfst du schon?» – «Jetzt? Nicht dein Ernst?»

10 — Danke, dass ihr auch mal schweigt.

Das bedeutet automatisch: «Hey, wir haben mehr Redezeit!» Das trifft sich ja ganz wunderbar! Denn wenn ich mal so erzählen darf: Redezeit ist für die meisten Frauen wahnsinnig wichtig, ja gar existenziell. Da staut sich den ganzen Tag derart viel an, wenn wir es nicht wegreden können, explodieren wir. Garantiert. Zugegeben, noch nie probiert.

Nun gut, wir sind schon froh, wenn ihr ab und an was sagt. Zum Beispiel, dass ihr Gefallen an uns findet. «Na? Gefällt's Ihnen hier? Also ein ganz klein wenig mitmachen könnten Sie schon!»

11 — Danke, dass ihr uns die Meinung geigt.

«Oder gefällt's Ihnen etwa nicht?» Konstruktive Kritik? Schon gut, manchmal kann man auch geradeaus sagen, was Sache ist: bam, Ventil auf, Luft raus, Überdruck weg – «Gut ist ... Nicht persönlich gemeint. Anderer Standpunkt. Horizontenerweiterung. Prozessoptimierung. Lösungsorientiert einen Sachverhalt klären, bla, bla, bla, am Steuerrad klebt überall Weiberhandcreme. Danach muss man nicht alles zerreden». Okay. Einverstanden. Stimmt schon. Irgendwie.

Manchmal habt ihr ja recht. Manchmal gibt es Kritik, die einen durchaus weiterbringt: «In Ordnung, das geht sehr viel besser so, ich geb's ja zu!», «Papperlapapp, natürlich weiss ich, dass mein Telefon eine Taschenlampe hat. Wo?», «Nun ja. Müssen wir das wirklich ausdiskutieren? Und überhaupt, man könnte es auch ein bisschen netter formulieren». Und den richtigen Zeitpunkt abwarten. Und laut werden muss man dabei schon gar nicht. Und wie kann eine Kritik nicht persönlich gemeint sein, wenn nur zwei Personen anwesend sind? Und nur eine davon Weiberhandcreme benutzt? «Und jetzt? Sagst du gar nichts mehr? Wirklich? Dein Ernst? Ganz sicher? Echt jetzt?»

Das verletzt. Ungemein. Schweigen ist so wahnsinnig gemein. Ich könnte weinen. Stundenlang. Aber zuerst werde ich dich zerstören. Gnadenlos. Nicht persönlich gemeint.

12 — Danke, dass ihr unsere Tage erträgt.

Wirklich. Auch das wurde von Frauen ganz oft gesagt: Danke, ihr starken Männer, dass ihr unsere Tage erträgt. «Tut mir leid, ich bin dann so schlimm, ich selbst würde mich sofort verlassen, er ist so ein Schatz», alterniert jedoch mit: «Ich bin es so leid, macht alles keinen Sinn, ich muss ihn sofort verlassen, ich hasse ihn.» Kommt ganz darauf an, wann man fragt.

Noch schlimmer sind ja die Tage vor den Tagen, das Gespenst namens PMS, mit vollem Namen: prämenstruelles Syndrom, das Damoklesschwert, das einmal im Monat über sämtlichen Beziehungen hängt. Gerade herrscht noch eitel Sonnenschein und *out of the blue* Alarmstufe Rot: Cruise-Missile! Spezifikation: Frau, fremdgesteuert von Hormonen, auf das Ziel Mann programmiert. Taktik: Gibt's nicht, egal, wie er sich verhält, beim nächsten Ton, bam, Explosion.

«Du hast Zopf geholt? An einem Sonntagmorgen? Warum tust du mir das an?» Ich könnte weinen. Stundenlang. Aber zuerst werde ich etwas Zopf essen: «Welcome to Crazy Town».

Und die schlechte Nachricht ist: Wenn's losgeht, wird's auch nicht besser. Keine Angst, in einer Danksagung an den Mann folgen keine weiteren technischen Daten, für Sie summa summarum: «Die Tage, an denen die Alte spinnt».

«Okay. Stimmt. Ist verdient. Zugegeben, war total daneben. Entschuldigung. Auch für nächsten Monat schon. Obwohl, man könnte es schon ein bisschen netter formulieren.»

13—Danke, dass ihr uns verzeiht.

Ein Glück, dass ihr nicht so nachtragend seid. Ganz schön praktisch, kommt euch dabei euer Soforthilfepaket in den Weg. In diesem Sinne:

14—Danke, dass ihr einen Penis habt.

Das gehört schon auch noch gesagt. Der Vollständigkeit halber. Ist es doch gerade diese Vollständigkeit, die uns ab und an enorm entzückt: *Yeah*, was für ein sensationelles Gegenstück! Die harte Nachricht ist: Nein, wir lieben euren Penis nicht 24 Stunden am Tag. Das ist euer Hoheitsgebiet. Aber, mein lieber Scholli, es gibt durchaus Momente, in denen er uns beachtlich beglückt. Und alle Rezeptoren rufen: «Wow, tausend Punkte für den phallischen Designvorschlag, wer auch immer der Designer war, geniales Konzept, super umgesetzt, perfekt abgestimmt, *form follows function*, ein Meisterstück, Präzisionsarbeit in Bestform, phänomenal, ein Prachtexemplar, monumental, Gratulation, weiter so, bald gehen alle Lichter an.» Kurz: «Ja! Ja! Ja! Wollen wir gleich noch einmal? Jetzt?»

Das ist übrigens das genaue Gegenteil von Penisneid; herrje, welch absurde Idee. Die eigene Hardware gefällt uns, gerade in solch erquickenden Augenblicken, wirklich auch sehr. Man muss stark davon ausgehen, dass Sigmund Freud nie einen weiblichen Orgasmus hatte. Und nicht gerne gepuzzelt hat, das Glück liegt im Gegenstück, Freude herrscht, wenn das Teil passt. Was für eine wunderbare Einrichtung, volle Energiezufuhr! Und dennoch wollen Frauen nach dem Tanken den Tankstutzen nicht mitnehmen.

Nun gut, dieses eine Mal... nur ein kleines Versehen.

Penisneid? Nur beim Anstehen vor der Damentoilette. Dann aber ganz akut.

In allen anderen Situationen – wie soll man sagen... am besten fragen: «Also mal ehrlich, Hand aufs Herz («Nein, aufs Herz»), ist das nicht unbequem?»

Da stehen ja auch unaufhörlich Wartungsarbeiten an, sapperlot, habt ihr da unten viel zu tun, ständig muss gehegt, gerichtet und umdisponiert werden, ein Ganztagesjob. Da lob ich mir Innenausstattung. Nicht immer, aber öfter.

So gesehen: Es ist schon ziemlich anständig, dass ihr das ganze Gerät mitsamt Munition mit euch rumschleppt und erst bei Einsatz übergebt. Ein Hoch auf den männlichen Teamgeist!

Nein, Frauen wollen keinen Penis. Sie wollen jemanden mit Penis dran, heureka, einen Mann! Danke schön!

Es gibt natürlich auch Frauen, die nicht auf euren Penis stehen. Und morgens um halb zehn in Zürich auf dem Bänkli am See will ihn auch niemand sehen. Nein, wirklich nicht. Aber so ganz grundsätzlich: Halleluja, passt prächtig!

Vergessen wir nie, ihr seid in unserem Lieblingslied die Melodie. Merci, dass es euch gibt. ○



E-Shops konzipieren und betreiben: Auch das ist die Post.

Die Post macht viel mehr, als man denkt. So konzipieren, entwickeln und betreiben wir den E-Shop für Unternehmen jeder Grösse. Zudem übernehmen wir auch das Lagern und Versenden der Ware sowie die Zahlungsabwicklung und das Debitoren-Management. Bringen auch Sie Ihr Unternehmen mit den innovativen Lösungen der Post weiter: post.ch/gelb-bewegt

DIE POST 
Gelb bewegt.

Von hundert auf null

Jasmin Hutter war ein Star der SVP. Als sie Mutter wurde, gab sie alles auf. Sie trat aus der Politik zurück und aus ihrer Firma. Und fiel in ein tiefes Loch. Heute ist sie Vollzeitmutter und möchte nichts anderes mehr sein. *Von Daniela Niederberger und Sabine Biedermann (Bild)*

Barfuss, mit türkis lackierten Zehennägeln und einer rosa Sonnenbrille empfängt Jasmin Hutter am Bahnhof Altstätten die Besucherin. Neben sich ihr dreijähriges Töchterchen Mara. Im Kleinbus-grossen Van geht es den Berg hinauf, durch ein gehobeneres Quartier, dazwischen liegen Bauernhäuser, aber viele sind es nicht mehr. Die Fahrt endet auf «unserer Burg», wie Hutter sagt. Die Sicht von der Rundumterrasse geht aufs Rheintal und in die Tiroler Berge. Neben dem Haus hat es ein Kinderland mit Schwimmbecken, Spielturn und vielen Traktoren. «Am Nachmittag wird es hier voll sein.»

Jasmin Hutter war ein Jungstar der SVP, dynamisch und telegen. Jetzt ist sie Vollzeitmutter. Sie wundert sich, dass jemand über sie schreiben will. «Im Moment ist mein Leben so langweilig, ich weiss gar nicht, was es darüber zu sagen gibt.» So weit sind wir: dass eine Mutter porträtiert wird, weil sie Hausfrau ist und bei ihren zwei Kindern zu Hause bleibt. Als wäre das etwas Exotisches!

Sofortiger Rücktritt

Nach einigen Jahrzehnten gnadenloser Propaganda von Politikern und Gleichstellerinnen, unterstützt von Arbeitgebern, gilt heute das alleinige Muttersein als ungesund. Die Frau kann nur erfüllt sein, wenn sie berufstätig ist. Sogar bei den Töchtern der Reporterin hat die Gleichheitsideologie verfangen. Als sie vom Artikel vernahmen, riefen sie: «Und der Vater muss allein arbeiten gehen? Voll gemein!» Hutter lacht aus vollem Hals. Das muss sie ihrem Mann, der eine Elektrofirma besitzt, erzählen, wenn er am Mittag zum Essen heimkommt.

Hutters Alltag besteht aus: Kinder parat machen am Morgen, den fünfjährigen Jon in den Kindergarten schicken, posten im Dorfladen, kochen, Rasen mähen, mit den Kindern spielen, bei den Tieren ausmisten. Auf der steilen Wiese unterhalb der Villa grasen drei Schwarznasenschafe und drei Ziegen. Hühner, die zu alt sind zum Eierlegen, picken vor sich hin, und auf der Terrasse rennen Hasen umher. Jasmin Hutter nimmt ungewollte Tiere bei sich auf. Raja, die schwarze Hirtenhündin, war die hässlichste eines Wurfs und hätte sterben sollen.

Ein Leben in Zeitlupe, verglichen mit früher. Mit 21 Jahren war sie Kantonsrätin, bald darauf Nationalrätin und in der elterlichen Firma Hutter Baumaschinen verantwortlich für Marketing und Verkauf. Auf Kinder fixiert war sie nicht. Sie sagte sich: «Wenn's tut, dann

tut's, und sonst ist es auch gut.» Als Jon zur Welt kam, trat sie per sofort aus dem Nationalrat zurück. «Mir war immer klar, dass ich, wenn Kinder da sind, zu Hause sein will. Mir war nicht klar, was das bedeutet.» Sie blickt ihr Gegenüber mit klaren grauen Augen direkt an, die Haare leuchten rot.

Anfangs arbeitete sie zu vierzig Prozent weiter. «Aber ich merkte bald, das geht nicht.» Sie war in der Geschäftsleitung, für 52 Mitarbeiter verantwortlich und «hätte dementsprechend präsent sein sollen im Kopf. Das ging nicht. Mir unterliefen Fehler, die nicht hätten passieren dürfen.» Auch immer zu überlegen: «Soll



«Schön, nicht?»: ehemalige SVP-Politikerin Hutter mit ihrer Familie in den Sommerferien im Tessin.

ich diese Aufgabe noch anfangen, oder soll ich nach Hause?» Und zu Hause das Umgekehrte. Man hatte beispielsweise Yen gekauft, und der Yen fiel. «Da musst du irgendwie reagieren, aber du bist daheim und hast ein Baby. Das stresste mich extrem.» Sie trat aus der Firma aus, die dann verkauft wurde. Jasmin Hutter wäre als einzige der drei Geschwister als Nachfolgerin für den Vater in Frage gekommen.

«Es tönt floskelhaft: Aber was ich mache, dort will ich voll dabei sein.» Nun war sie also daheim, und es war schrecklich. «Ich hatte extrem Mühe mit der Umstellung. Von hundert auf null, das war für mich nicht das Beste.» Sie hatte immer ein Kribbeln: «Ich muss noch etwas tun, was könnte ich noch tun?» Bis dahin



war sie fremdbestimmt gewesen: Man machte Termine für sie aus, sie ging hin. Nun kam die grosse Leere. «Nach der Geburt von Mara hatte ich eine schwere Depression.» Nichts ging mehr. Eltern, Schwiegereltern und Freundinnen mussten abwechselnd zu den Kindern schauen. Drei Monate war Hutter in einer Klinik. Im Dorf weiss man Bescheid. Ein Reporter der Boulevardzeitung *Blick* telefonierte «dreissig Leuten, aber niemand redete». Das freute sie.

Sie begann sich Fragen zu stellen: «Was will ich überhaupt? Wer bin ich? Bin ich die, die ich in der Öffentlichkeit vorher war?» «Nein», lautete die Antwort. Eine Rückkehr in die Politik steht ausser Frage, auch in die Wirtschaft will sie nicht mehr.

Was für eine Vergeudung von Wissen und Talent! «Überhaupt nicht», sagt Hutter. «Ich ziehe Kinder gross. Ich kann dazu beitragen, dass es ihnen in der Schule gut läuft. Es ist doch gut, wenn die Mutter nicht die Dümme ist und in Mathe und Algebra helfen kann.» Ihr Sohn ist in einem Alter, in dem er viele Fragen stellt. Sie kann Antworten geben, weil sie präsent ist. Kürzlich kaufte sie ein Vogelbuch, weil sie immer wieder sagen musste: «Sorry, Jon, ich weiss nicht, wie der Vogel heisst.»

Und was nützt sie der Gesellschaft? «In einer Gemeinde sind es die Mütter, die das Ganze

Eine Rückkehr in die Politik steht ausser Frage, auch in die Wirtschaft will sie nicht mehr.

aufrechterhalten: Kuchen backen für Schulanlässe, Krabbelgruppen gründen oder Mittagstische organisieren. Das machen nur Frauen, die nicht berufstätig sind. Die anderen konsumieren.» Wie oft sei sie schon als Babysitterin für andere Mütter eingesprungen. Das sei schön und gut, aber im Nationalrat könnte sie doch mehr bewegen. Hutter lacht: «Wenn ich drei Wochen dort *obe hocke* und zwei-, dreimal etwas sage? Nein! In der Familie kann ich viel mehr ausrichten als in der Politik.»

Sie könne jede verstehen, die arbeiten gehe, um Abstand von daheim zu haben, sagt Hutter. «Aber man ergreift die Flucht vor sich selber.» Wie eine Frau vierzehn Wochen nach der Geburt wieder den gleichen Job machen kann, wenn auch reduziert, begreift sie nicht. Mutterschaft sei der Moment für eine Standortbestimmung.

Frauen sollten, wird überall gemahnt, mit einem Bein im Arbeitsleben bleiben, um den Anschluss nicht zu verpassen. «Unsinn!» Hutter ist überzeugt, dass sie auch daheim up to date bleiben kann.

Natürlich, denkt nun jeder, die kann es sich leisten. Der Verkauf der Firma brachte ordentlich Geld. Es fehlt an nichts, das sieht man. Aber geprotzt wird nicht. Die farbigen Sessel

könnten aus der Ikea sein, auffallend sind das runde Sofa mit den vielen Kissen und die gelbgrüne offene Küche. «Mir ist völlig klar, dass ich privilegiert bin», sagt Hutter.

Absage an die Kinderkrippe

In den Städten mögen Hausfrauen mittlerweile eine Rarität sein, hier im Rheintal sind sie es nicht. Hutter kennt niemanden, der seine Kinder in die Krippe bringt («Ich könnte das nicht. Und dann der Stress morgens und abends»), und die meisten Mütter bleiben zu Hause.

Das Gegenprogramm zieht Magdalena Martullo-Blocher durch: Sie leitet die EMS Chemie, hat drei Kinder und will im Herbst in den Nationalrat. Jasmin Hutter sagt: «Zerreisst man sich da nicht selber? Ich hätte die Kraft nicht gehabt.» Und sie möchte nicht in zwanzig Jahren zurückblicken müssen und sagen: «Mist, hätte ich es anders gemacht.»

Für sie ist Muttersein eine grosse Chance. «So vieles ist offen. Dafür werde ich meinen Kindern einmal danke sagen.» Auch wenn diese Öffnung in ihrem Fall schmerzhaft war. In der tiefsten Depression, in der Klinik, setzte man sie vor eine leere Leinwand und gab ihr vierzig Gouachefarben. «Was soll jetzt das?», war ihr erster Gedanke. Doch das Malen habe ihr Leben gerettet. Seither malt sie, in buntesten Farben. Sie spielt mit dem Gedanken, den Vorkurs für die Kunstschule zu absolvieren. In Amden stellt sie zum ersten Mal ihre Bilder aus. Als junge Frau wollte sie an die Kunstschule, doch zu Hause hiess es: «Besser etwas Gescheites lernen.» So machte sie eine Banklehre.

«Mama, kann ich Jon abholen?», fragt Mara. Die knapp Vierjährige nimmt stolz die Hündin an die Leine, die beinahe so gross ist wie sie. Barfuss springt sie über die Wiese davon, hinunter zum Kindergarten. Jasmin Hutter blickt ihr von der Terrasse aus nach. «Jetzt kann ich das Muttersein richtig geniessen.»

Hat sie noch Kontakt zur SVP? «Rein privat. Mein Mann bringt Toni Brunner jeweils Heu. Diesen Frühling lieh er einen grossen Traktor aus und brachte ihm dreizehn Tonnen davon. Er war *huere* stolz. Die Kinder durften mit. Mein Mann wäre am liebsten Bauer.»

Hutter begleitet die Besucherin ein Stück die Strasse hinunter, zur Bushaltestelle. Vor der Garage steht ein Luxus-Camper, der mit Blumen bemalt ist. «Schön, nicht?» Sie hat ihn verziert, bevor es losgeht auf den Campingplatz im Tessin, wo sie sommers immer hinfahren. Dort verbrachte auch Fernsehmoderatorin Susanne Kunz im letzten Sommer ihre Ferien. Die Leute guckten und tuschelten. Da meinte eine nette Ferienbekannte zu Hutter, wie das wohl sei, wenn man so beobachtet werde. «Mein Mann schaute mich von der Seite an, ob ich wohl etwas sage. Aber ich sagte nichts.»

Die Bilder von Jasmin Hutter: www.buntundbild.ch



Warum wartete man so lang? ehemaliges Waffen-SS-Mitglied Gröning, 94.

Halali auf die Nazi-Greise

Siebzig Jahre nach Kriegsende rechnet die deutsche Justiz gnadenlos ab mit den letzten noch lebenden NS-Mitläufern. Die späte Vergeltung steht rechtlich auf tönernen Füßen und strotzt vor Selbstgefälligkeit. Doch kaum einer wagt den Einspruch – wie schon damals vor siebzig Jahren. *Von Alex Baur*

Prozessbesucherin Ursula Haverbeck wird den Zuschauern des Westdeutschen Rundfunks als «Ikone der Holocaust-Leugner» vorgeführt, und die 86-jährige Frau mit der zitterigen Stimme lässt sich nicht zweimal bitten, als ihr der Reporter das Mikrofon hinstreckt: «In Auschwitz hat es keine Vergasung gegeben!» Nun fahren zwei Polizisten, die geduldig auf den verbotenen Satz gewartet haben, dazwischen und führen die alte Dame vor laufender Kamera ab: «Wir werden das Gespräch hier beenden, Sie kriegen ein Strafverfahren wegen Volksverhetzung und einen Platzverweis.» Aus dem Off kommentiert der TV-Reporter: «Wenn die Fakten nicht helfen, hilft nur noch die Polizei.» Schnitt, Ende der Durchsage.

Die Szene trug sich am Rande des mehrwöchigen Prozesses gegen den 94-jährigen Oskar Gröning zu. Deutschland putzt, mit gewohnter Gründlichkeit, die letzten braunen

Flecken aus seinem Image. Letzte Woche bestrafte das Landgericht Lüneburg Gröning, den «Buchhalter von Auschwitz», wegen «Beihilfe zu Mord in 300 000 zusammenhängenden Fällen» mit vier Jahren Haft. Als Mitglied der Waffen-SS hatte der Angeklagte zwischen 1941 und 1944 im berüchtigten Konzentrationslager die geraubten Vermögenswerte registriert und nach Berlin geleitet. Kontakt mit den Deportierten hatte der Bürolist kaum, zumindest wird ihm dies nicht vorgeworfen. Sein Verschulden beschränkte sich darauf, dass er ein Teil des Systems war – eine ganz kleine Nummer, aber halt doch eine Nummer.

Das Verdikt wurde in den deutschen Medien unisono als später Sieg der Gerechtigkeit gefeiert. Und wenn irgendwo die Frage gestellt wurde, was ein solcher Prozess nach so vielen Jahren noch bringe, dann war sie rhetorisch gemeint: Das Urteil sei ein wichtiges Zeichen

gegen das Vergessen! Einspruch ist zwecklos. Und wer ihn trotzdem wagt, der endet schnell in der Schandecke bei der ewig unbelehrbaren Ursula Haverbeck.

Öffnung der Pandorabüchse

Die kollektive Kritiklosigkeit erstaunt insofern, als das Verdikt an den fundamentalen Prinzipien des Strafrechts rüttelt. Gewiss, diese Prinzipien interessieren die meisten Menschen erst, wenn sie sich selber in den Fängen des Rechtsstaates befinden. Doch seit der Aufklärung gilt auch in Deutschland: Es gibt keine Kollektivschuld, keine rückwirkenden Gesetze und keine Strafe ohne Gesetz. Man müsste sich also fragen, was der Buchhalter ganz konkret zum Massenmord beigetragen hat. Hätte er auch nur ein Leben gerettet, wenn er sich dem damals gültigen Gesetz verweigert hätte? Hatte er als kleiner Untergebener über-

haupt die Möglichkeit dazu? Was wäre passiert, wenn er sich quergestellt hätte?

Dass Gröning bereits im zarten Alter von zwölf Jahren beim «Stahlhelm» mitlief und sich als 19-Jähriger bei der Waffen-SS gemeldet hatte, war Beweis genug für seine verwerfliche Gesinnung. Für seine SS-Mitgliedschaft wurde er zwar bereits 1945 mit drei Jahren Zwangsarbeit bestraft – und für die gleiche Tat kann man in einem Rechtsstaat bekanntlich nicht zweimal verurteilt werden. Überhaupt: Warum wartete man siebzig Jahre zu mit dem Urteil, obwohl Grönings Funktion in Auschwitz seit Jahrzehnten in allen Details bekannt und belegt ist? Doch eben, von solchen störenden Fragen liess man sich in Lüneburg nicht aufhalten. Schliesslich galt es, ein Zeichen zu setzen.

Die *Süddeutsche Zeitung* irrt, wenn sie Gröning als «letzten Angeklagten von Auschwitz» betitelt. Zurzeit laufen in der Bundesrepublik eine ganze Reihe Verfahren gegen untergeordnete Mitläufer des Naziregimes. Das Bedürfnis nach Vergeltung und Schuldbekennnissen scheint ungebrochen. Wer sich noch die Stiefel an einem Altnazi abtreten will, muss sich beeilen. Die Greise sterben weg.

Zu ehrlich

Erst kürzlich hat die Staatsanwaltschaft Hamburg ein Verfahren gegen die 93-jährige Hilde Lisiewicz eröffnet, die 1945 ein paar Wochen als Aufseherin im KZ Bergen-Belsen wirkte. Die Staatsanwaltschaft von Schwerin hat kürzlich einen 94-jährigen ehemaligen SS-Sanitäter angeklagt, der ebenfalls gegen Kriegsende im KZ von Auschwitz im Einsatz war. Gemein ist den beiden Fällen, dass die Geschichten dieser Mitläufer längst bekannt sind – und dass ihnen keine konkreten Gräueltaten zur Last gelegt werden. Ihre Schuld besteht einzig darin, dass sie von den Massenmorden gewusst haben mussten und nichts dagegen unternahmen – und dass sie nach dem Krieg nicht die gebotene Reue zeigten.

Eingeläutet wurde das Halali auf die Nazi-Greise in Deutschland 2011 mit der Verurteilung des damals 91-jährigen Iwan Demjanjuk. Dazu muss man wissen: Demjanjuk stammt aus der Ukraine, wurde von der Roten Armee eingezogen und geriet 1942 in deutsche Kriegsgefangenschaft; dort trat er als sogenannter Trawniki (Hilfskraft) der SS bei; nach dem Krieg diente er sich der US-Armee an. 1986 wurde Demjanjuk als vermeintlicher Kriegsverbrecher («Iwan der Schreckliche») von den USA an Israel ausgeliefert, vorweg zum Tod verurteilt, dann aber freigesprochen. Der Mann war nachweislich einer Verwechslung zum Opfer gefallen, wie später auch Freisprüche in Italien und in Polen bestätigten.

Weil Demjanjuk aber unter anderem im KZ Sobibor gedient hatte, erwirkte Deutschland 2009 seine Auslieferung. Zwei Jahre später verurteilte ihn ein Münchner Gericht zu fünf Jahren Haft. Nicht dass man dem längst todkranken

Greis einen konkreten Mord hätte nachweisen können; dass Demjanjuk von den Kriegsverbrechen gewusst haben musste und nichts dagegen unternommen hatte, reichte vollauf für den Schuldspruch. Dass er bald sterben und wohl nie ins Gefängnis gehen würde, mag das Richter erleichtert haben. Doch das Urteil öffnete eine Pandoraabüchse. Jeder, der irgendwie mit dem Holocaust in Berührung gekommen war, und sei es bloss als KZ-Bäcker oder Lokomotivführer, musste fortan mit einer Verurteilung rechnen.

Nun ist es ja nicht so, dass die deutsche Justiz zuvor völlig untätig gewesen wäre. Die schlimmsten Auschwitz-Verbrecher – soweit man ihrer habhaft werden konnte und soweit sie nicht bereits von den Alliierten exekutiert worden waren – wurden in den 1960er Jahren im Zuge der Frankfurter Prozesse verurteilt, sechs von ihnen zu lebenslänglich. Bei späteren Nazi-Verfahren fungierte der Buchhalter Gröning, der in Lüneburg nun verurteilt worden ist, sogar als Kronzeuge. Und hätte man Holocaust-Leugnerin Haverbeck nicht des Platzes verwiesen, hätte sie von ihm vor Gericht persönlich erfahren können, dass die brutale Selektion auf der Rampe von Auschwitz und die Gaskammern keine Fantasiegebilde sind.

Oskar Gröning gehört zu den wenigen Mitgliedern der SS, die den organisierten Massenmord nie beschönigten. Im Gegenteil. Als er

Gerichtssäle sind denkbar schlechte Orte für die Geschichtsschreibung.

1985 zufällig in Kontakt mit Holocaust-Leugnern kam, kritisierte er diese scharf. Aus seinen Einwänden, die ein klandestines Neonazi-Magazin verspottete, entstand schliesslich ein Büchlein über die Menschenvernichtung in Auschwitz, über die Schuld und das Schweigen. Gröning selber bezeichnete sich als «Rädchen im Getriebe» – wenn man das als schuldig bezeichnen wolle, «bin ich ein ungewollt Schuldiger; juristisch bin ich nicht schuldig».

2005 stand Oskar Gröning Reportern des *Spiegel*-Magazins und des britischen Senders BBC in stundenlangen Interviews Red und Antwort. Seine emotionslose Beschreibung des Grauens, das er von seinem Bürosessel aus beobachtete, ist schwer verdaulich. Wenn Gröning von Auschwitz sprach, dann redete er aus der damaligen Perspektive: Der Jude galt als Feind, der Feind musste getötet werden, und wenn Kinder ermordet wurden, dann hat man den Feind von morgen liquidiert. Zweifel kannte er kaum, damals: «Der Gedanke, im falschen Boot zu sitzen, ist mir nie gekommen.» Nicht das Töten und Sterben an sich habe ihm zu schaffen gemacht, sondern die Unordnung und Brutalität, mit der es geschah. Kurz vor Kriegsende, das ist dokumentiert, liess sich Gröning an die Front versetzen.

Für Historiker ist Gröning ein idealer Zeitzeuge, gerade weil seine fast schmerzhaft gefühllosen Beschreibungen der Naziverbrechen authentisch erscheinen. Ein Richter kann daraus aber schnell auf mangelnde Einsicht und Reue schliessen – und genau das ist es, was man Gröning heute vorwirft. Schlüsselzeuge der Anklage in Lüneburg war ein Richter, der ihn 1991 einmal befragt hatte. «Gröning wirkte emotionsarm», erklärte der Richter im Zeugenstand, seine Nüchternheit sei «unpassend» gewesen. So habe Gröning etwa gesagt, er habe sich an die Front versetzen lassen, weil es in Auschwitz gestunken habe.

Man kann es auch so sehen: Gröning wurde verurteilt, weil er zu ehrlich war. Er machte nie einen Hehl aus seiner Kriegsbegeisterung als Teenager. Als Hitler 1939 den Zweiten Weltkrieg vom Zaun brach, war der 18-Jährige begeistert: «Da konnten wir mal Polacken verhauen.» Was heute schamlos klingt, war damals normal. Als er mit der SS nach Auschwitz kam, war Gröning gerade mal zwanzig Jahre jung. Ob er gewusst habe, wollte der Lüneburger Gerichtspräsident Franz Kompisch wissen, was ihn dort erwartete? – «Nein», erwiderte Gröning, «keine Ahnung.» – Warum ist er dann trotzdem hingegangen?

Mit dem Rollator zur Anklagebank

Der greise Gröning, der mit dem Rollator zur Anklagebank schepperte und geistig schon recht angeschlagen wirkte, wusste die Antwort nicht. Richter Kompisch lieferte sie in seinem Urteil nach: «In Auschwitz durfte man nicht mitmachen!» So einfach ist das. Der Satz, den der Angeklagte selber einmal formuliert hatte, klingt gut, fast etwas zu geschliffen, um wahr zu sein. Und er zog sich wie ein Leitmotiv durch die Urteilsbegründung – eine eingängige Sentenz, die jede Widerrede verbietet. Wenngleich sie aus dem Munde von einem, der den Krieg nur vom Hörensagen kennt, ziemlich anmassend klingt. «Die Verwaltung des Geldes», dozierte Richter Kompisch, «ist für sich schon eine Beihilfehandlung.»

Gerichtssäle sind denkbar schlechte Orte für die Geschichtsschreibung. Strafurteile sind abschliessend, im Zentrum steht die Frage nach Schuld und Sühne; die Geschichte aber ist nie zu Ende geschrieben, sie muss, möglichst frei vom jeweils herrschenden Zeitgeist, permanent in Frage gestellt und revidiert werden. Doch Deutschland dürstet nach einer Endlösung der ewigen Schuldfrage. Siebzig Jahre nach Kriegsende, so scheint es, ist ein Schlusspunkt mehr gefragt denn je.

Die Strafjustiz kennt nur zwei Kategorien: schuldig oder unschuldig. Zwischen Haverbecks Holocaust-Lüge und Grönings Kollektivschuld gibt es nichts. Und wenn es das gerechte Urteil nicht gibt, wird das Recht gebogen, bis das Resultat stimmt; Widerspruch ist nicht vorgesehen. Das war schon vor 75 Jahren so, als Oskar Gröning seinen fatalen Schwur leistete. ○

«Wir wurden reingelegt»

Jetzt auch auf Deutsch: Yanis Varoufakis im Gespräch mit *New Statesman* über seine fünf Monate als griechischer Finanzminister, den Druck der Gläubiger und Wolfgang Schäuble als Orchesterleiter.

Von Harry Lamberts und Birgit Schössow (Illustration)

Er hat die europäische Diplomatie vor sich hergetrieben, Minister und EU-Granden bis zur Weissglut genervt. Yanis Varoufakis, 54, griechischer Kommunist, Wirtschaftsminister im Knitterhemd und stets ohne Krawatte gab Rätsel auf. Was war sein Plan? Welches seine Taktik? Was würde der Meister der Spieltheorie als nächstes aushecken? «James Dean der europäischen Linken» nannten ihn die Medien. Die *New York Times* verglich sein Verhalten mit dem des Rebellen in «...denn sie wissen nicht, was sie tun.», der sich mit Rivalen im tollkühnen Rennen (*chicken run*) duelliert, wobei es gilt, in gestohlenen Autos auf eine Klippe zuzurasen: Wer zuerst aus dem Wagen springt, hat verloren.

Entsprechend atmete Brüssel durch, als der Plagegeist nach dem griechischen Referendum zum Sparprogramm das Handtuch warf, den Helm aufsetzte und auf seinem Motorrad davonbrauste. Davor gab er der britischen Wochenzeitung *New Statesman* ein Interview, das sofort Schlagzeilen machte. Mit freundlicher Genehmigung druckt die *Weltwoche* das Dokument nach – Varoufakis *unplugged* und in voller Länge.

Herr Varoufakis, wie geht es Ihnen?

Mir geht es fantastisch – ich muss nicht mehr von Termin zu Termin hetzen, das war unmenschlich, einfach unvorstellbar. Über fünf Monate habe ich täglich höchstens zwei Stunden schlafen können ... Ich bin auch erleichtert, dass ich nicht mehr diesen unglaublichen Druck aushalten muss, in den Verhandlungen eine Position zu vertreten, die zu verteidigen mir schwerfällt, selbst wenn es mir gelungen ist, die andere Seite zum Einlenken zu bringen, wenn Sie verstehen, was ich meine.

Wie haben Sie diese Verhandlungen erlebt? Waren Sie gern dabei?

Ja, meistens schon. Aber die Insiderinformationen, die man bekommt ..., da bestätigen sich die schlimmsten Befürchtungen ... Man sitzt direkt den «Mächtigen» gegenüber, die mit einem sprechen, und es ist genau so, wie man es befürchtet hat ... Es war noch schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte. Na ja, es war schon lustig, das alles hautnah mitzerleben.

Was meinen Sie damit?

Ich meine die absolute Skrupellosigkeit dieser Leute, die angeblich die europäische

Demokratie verteidigen. Die andere Seite hat keinen Zweifel daran gelassen, dass wir uns in der Analyse einig sind – was zum gegenwärtigen Zeitpunkt natürlich niemand publik machen wird. [Und trotzdem] sitzen einem dann sehr mächtige Figuren gegenüber, die einem ins Gesicht sagen: «Es stimmt alles, was Sie sagen, aber wir werden Sie sowieso fertigmachen.»

Sie haben gesagt, die Gläubiger hätten Sie abgelehnt, weil «ich in der Euro-Gruppe über Ökonomie reden will, was dort niemand tut». Was passierte denn, wenn Sie über Ökonomie redeten?

Es war nicht einfach so, dass es nicht gut angekommen wäre. Sie haben es rundheraus abgelehnt, sich mit ökonomischen Argumenten auseinanderzusetzen. Ganz eindeutig ... Man trägt ein Argument vor, an dem man wirklich gearbeitet hat, damit es logisch und kohärent ist – und erntet ausdruckslose Blicke. So, als hätte man gar nichts gesagt. Was die anderen äussern, hat überhaupt keinen Bezug zu dem, was man selbst gerade gesagt hat. Genauso gut hätte man die schwedische

«Von Dialog keine Spur. Sie waren nicht mal verärgert, es war, als hätte man kein Wort gesagt.»

Nationalhymne singen können – man hätte dieselbe Reaktion ausgelöst. Und für jemanden, der akademische Debatten gewohnt ist, ist das schon verrückt ... Die andere Seite ist immer dialogbereit. Nun ja, von Dialog keine Spur. Sie waren nicht mal verärgert; es war, als hätte man kein Wort gesagt.

Als Sie Anfang Februar auftauchten, kann das keine einheitliche Position gewesen sein.

Es gab Leute, die auf der persönlichen Ebene verständnisvoll waren, also hinter verschlossenen Türen, im informellen Gespräch, vor allem Vertreter des Internationalen Währungsfonds.

Auf höchster Ebene?

Auf höchster Ebene, ja. Aber in der Euro-Gruppe, ein paar freundliche Worte hinter dem Paravent der offiziellen Version; das war's dann schon. Schäuble dagegen ist konsequent bei seiner Linie geblieben. Seine Position war: «Ich diskutiere nicht über das Programm – die Vorgängerregierung hat das akzeptiert, und wir können nicht zulassen, dass durch Wahlen etwas verändert wird. Wir

haben ja ständig Wahlen, wir sind neunzehn, und wenn sich jedesmal etwas verändert, wenn irgendwo Wahlen stattfinden, wären Verträge zwischen uns sinnlos.» In der Situation bin ich aufgestanden und habe gesagt: «Also, vielleicht sollten in verschuldeten Ländern einfach keine Wahlen mehr abgehalten werden.» Keine Reaktion. Die einzige Interpretation, die mir dazu einfällt, ist die: «Ja, das wäre eine gute Idee, aber es ist nicht durchführbar. Also entweder Sie unterschreiben, oder Sie sind draussen.»

Und Merkel?

Sie müssen wissen, dass ich mit Merkel nie etwas zu tun hatte. Finanzminister sprechen mit Finanzministern, Regierungschefs sprechen mit Regierungschefs. Nach meinem Verständnis ist sie ein völlig anderer Typus. Sie hat versucht, den Ministerpräsidenten [Tsipras] zu beruhigen. Sie hat gesagt: «Keine Sorge, wir werden schon eine Lösung finden. Ich werde nicht zulassen, dass etwas Schlimmes passiert, machen Sie einfach Ihre Hausaufgaben und arbeiten Sie mit den Institutionen zusammen, mit der Troika, es wird keine ausweglose Situation geben.» Von meinen Kollegen habe ich so etwas nicht gehört, weder vom Chef der Euro-Gruppe noch von Dr. Schäuble, die waren ganz eindeutig. Einmal wurde mir unmissverständlich erklärt: «Dies ist ein Pferd, entweder Sie steigen auf, oder es ist tot.»

Wann war das?

Von Anfang an, von Anfang an [Varoufakis nahm ab Anfang Februar an den Verhandlungen teil].

Warum also bis zum Sommer warten?

Nun ja, wir hatten keine Alternative. Unsere Regierung wurde mit dem Auftrag gewählt, Verhandlungen zu führen. Unser erster Auftrag lautete also, den Raum und die Zeit zu schaffen, durch Verhandlungen ein anderes Abkommen zu erreichen. Das war unser Auftrag – wir sollten verhandeln und nicht unsere Gläubiger vor den Kopf stossen ... Die Verhandlungen zogen sich ewig hin, weil die andere Seite nicht verhandeln wollte. Sie bestanden auf einem «umfassenden Abkommen», das heisst, sie wollten über alles reden. Ich interpretiere das so: Wenn man über alles reden will, will man über nichts reden. Aber wir haben das akzeptiert. Schauen Sie, die andere Seite hat überhaupt keine Vorschläge gemacht. Sie haben ... ich werde Ihnen ein Beispiel nennen. Sie haben gesagt: «Wir brau-



«Es ist genau so, wie man es befürchtet hat»: griechischer Ex-Finanzminister Varoufakis.

chen alle eure Daten über den fiskalischen Weg, auf dem Griechenland sich befindet, wir brauchen sämtliche Daten über die Staatsunternehmen.» Also haben wir uns bemüht, diese Daten bereitzustellen und Fragebögen zu beantworten und diese Daten in zahllosen Sitzungen vorzulegen. Das war die erste Phase. Die zweite Phase war, dass sie uns fragten, wie es mit der Mehrwertsteuer weitergehen solle. Sie haben unseren Vorschlag dann zurückgewiesen, ohne ihrerseits einen Vorschlag zu unterbreiten. Und bevor wir überhaupt eine Chance hatten, zu einer Einigung in Sachen Mehrwertsteuer zu kommen, wandten sie sich einem anderen Thema zu, etwa der Privatisierung. Sie wollten wissen, wie wir die Privatisierung angehen wollten; wir machten Vorschläge, die sie dann zurückwies. Dann das nächste Thema, beispielsweise die Renten, dann ging es zu den Produktmärkten und von dort zum Arbeitsmarkt und zu allen möglichen anderen Themen. Wie eine Katze, die hinter ihrem eigenen Schwanz her ist. Wir fanden, also die Regierung fand, dass wir aus dem Prozess nicht aussteigen konnten. Schauen Sie, mein Vorschlag war von Anfang an der: Griechenland ist ein Land, das auf Grund gelaufen ist, schon vor langer Zeit... Zweifellos brauchen wir Reformen, da gibt es überhaupt keinen Dissens. Und weil die Zeit drängte und die Europäische Zentralbank während der laufenden Verhandlungen Liquiditätshilfen für die griechischen Banken einschränkte, um uns unter Druck zu setzen, damit wir kapitulieren, war mein Vorschlag an die Troika ganz simpel: «Wir verständigen uns auf drei, vier wichtige Reformen, Steuergesetze, Mehrwertsteuer, und die werden unverzüglich umgesetzt. Und ihr lockert die eingeschränkten Liquiditätshilfen der EZB. Ihr wollt ein umfassendes Abkommen, dann lasst uns weiterverhandeln, und gleichzeitig bringen wir die Reformen, auf die wir uns verständigt haben, auf den parlamentarischen Weg.» Aber sie haben gesagt: «Nein, nein, nein. Es muss umfassende Reformen geben. Nichts wird umgesetzt, wenn Sie es wagen, irgendwelche Gesetze zu verabschieden. Das wäre aus unserer Sicht ein einseitiges Vorgehen, das die Chance, zu einer Einigung zu kommen, gefährden würde.» Und natürlich haben sie später dann den Medien erklärt, dass wir das Land nicht reformiert hätten und dass die ganze Sache Zeitverschwendung sei! Also, in gewisser Weise (*Lacht*) wurden wir einfach reingelegt. Als die griechischen Banken kaum noch liquide waren und das Land gegenüber dem IWF zahlungsunfähig war beziehungsweise kurz davor stand, kamen sie mit ihren Vorschlägen, die vollkommen unmöglich waren... Absolut un-

realistisch und kontraproduktiv. Und so zogen sich die Dinge weiter hin, und schliesslich machten sie die Sorte Vorschlag, die man der anderen Seite unterbreitet, wenn man an einer Einigung gar nicht interessiert ist.

Haben Sie versucht, mit den Regierungen anderer verschuldeter Länder zusammenzuarbeiten?

Die Antwort ist: nein, und der Grund ist simpel: Von Anfang an haben diese bestimmten Länder keinen Zweifel daran gelassen, dass sie die grössten Feinde unserer Regierung sind. Und der Grund war natürlich, dass unser Erfolg ihr schlimmster Albtraum war. Hätten wir bessere Bedingungen für Griechenland herausgeholt, wäre das ein politisches Problem für sie gewesen, denn dann hätten sie ihrer eigenen Bevölkerung erklären müssen, warum sie nicht genauso hart verhandelt hatten wie wir.

Und konnten Sie auf Sympathisanten zählen, wie etwa Podemos?

Nein. Ich meine, wir hatten immer gute Beziehungen zu Podemos, aber sie konnten nichts tun – ihre Stimme wurde in der Euro-Gruppe nicht gehört. Und in der Tat, je mehr sie für uns eintraten, desto feindseliger verhielt sich der spanische Finanzminister uns gegenüber.

«Die Euro-Zone ist ein sehr ungemütlicher Ort für anständige Leute.»

Und George Osborne [der britische Finanzminister]? Wie sind Sie mit ihm zurechtgekommen?

Oh, es war sehr angenehm mit ihm, wir hatten ein ausgezeichnetes Verhältnis. Aber er gehört nicht zur Euro-Gruppe. Ich habe bei mehreren Gelegenheiten mit ihm gesprochen und ihn als sehr aufgeschlossen erlebt. Und wenn man den *Telegraph* liest, sieht man, dass unsere grössten Anhänger die Torys sind! Weil sie Euro-Skeptiker sind, na ja, es ist nicht nur ihre Euro-Skepsis, sondern das [britische] Verständnis von Parlamentssouveränität – in unserem Fall war ganz klar, dass unser Parlament überhaupt nicht ernst genommen wurde.

Was ist aus Ihrer Sicht besonders problematisch an der Praxis der Euro-Gruppe?

Nur ein Beispiel: Es gab einen Moment, als der Euro-Gruppen-Chef beschloss, uns faktisch auszuschliessen und bekanntgab, dass



«Das Ganze ist wie ein sauber gestimmtes Orchester, und er ist der

Griechenland kurz vor dem Austritt aus der Euro-Zone stehe ... Nun ist es üblich, dass Verlautbarungen von allen Beteiligten getragen werden müssen, der Euro-Gruppen-Chef kann also nicht einfach eine Sitzung einberufen und ein Mitgliedsland ausschliessen. Er sagte: «Ich bin sicher, dass das geht.» Daraufhin habe ich ein juristisches Gutachten angefordert. Es entstand grosse Aufregung. Die Sitzung wurde für fünf oder zehn Minuten unterbrochen, Beamte und Sekretäre telefonierten herum, und am Ende erklärte mir ein Experte: «Also, juristisch existiert die Euro-Gruppe nicht, es gibt keinen Vertrag, auf dessen Grundlage diese Gruppe geschaffen wurde.» Wir haben also eine nichtexistierende Gruppe, welche die allergrösste Macht über das Leben der Europäer hat. Sie ist niemandem rechenschaftspflichtig, da sie ja juristisch gesehen nicht existiert. Die Sitzungen werden nicht protokolliert, es ist alles vertraulich. Kein Bürger erfährt, was hinter verschlossenen Türen besprochen wird ... Bei diesen Entscheidungen geht es quasi um Leben und Tod, aber niemand ist irgendjemandem rechenschaftspflichtig.

Und wird diese Gruppe von deutschen Sichtweisen dominiert?

Oh ja, absolut, ganz und gar. Nicht von Sichtweisen, sondern vom deutschen Finanzminister. Das Ganze ist wie ein sauber gestimmtes Orchester, und er ist der Dirigent. Es gibt keine Misstöne. Manchmal ist das Orchester aber nicht sauber gestimmt, dann kommt er und sorgt dafür, dass alles wieder seine Ordnung hat.

Gibt es denn in der Euro-Gruppe keine Gegenspieler, können sich die Franzosen nicht gegen diese Macht stellen?



Dirigent»: Finanzminister Schäuble (l.), Varoufakis.

sel herauszukommen und einen Grexit vernünftig anzugehen ... eine Alternative wäre möglich. Ich bin mir aber nicht sicher, ob wir das schaffen, denn die Fragen, die sich beim Kollaps einer Währungsunion stellen, verlangen sehr viel Fachwissen, und ich bin mir nicht sicher, ob wir das in Griechenland ohne fremde Hilfe schaffen.

Sie müssen von Anfang an über einen Grexit nachgedacht haben.

Ja, das stimmt.

Wurden bereits Vorbereitungen getroffen?

Ja und nein. Wir hatten eine kleine Gruppe im Ministerium, eine Art Kriegskabinet, ungefähr fünf Leute, die sich damit beschäftigt haben. Wir haben theoretisch, auf dem Papier, sämtliche [für den Fall eines Austritts aus der Euro-Zone] notwendigen

Schritte ausgearbeitet. Aber so etwas mit vier, fünf Leuten zu machen, ist das eine; das Land tatsächlich darauf vorzubereiten, ist etwas ganz anderes. Dafür hätte es eine Entscheidung auf der höchsten Ebene gebraucht, und diese Entscheidung hat es nie gegeben.

Und in der vergangenen Woche, war das eine Entscheidung, zu der Sie neigten [Vorbereitung für einen Grexit]?

Mein Standpunkt war, dass wir sehr vorsichtig sein sollten. Ich wollte nicht, dass das eine sich selbst erfüllende Prophezeiung wird. Es sollte nicht so enden wie bei dem berühmten Ausspruch von Nietzsche, dass, wenn man nur lange genug in den Abgrund blicke, der

Nur der französische Finanzminister hat sich in einer Weise geäußert, die sich von der deutschen Position unterschied, aber das war alles sehr subtil. Man merkte, dass er in seiner Wortwahl sehr vorsichtig sein musste, um nicht als Kritiker der Deutschen wahrgenommen zu werden. Und wenn Doc Schäuble antwortete und die offizielle Linie praktisch festlegte, hat sein französischer Kollege letzten Endes immer eingelenkt und mitgemacht.

Sprechen wir über Ihren theoretischen Hintergrund und über Ihren Vortrag, den Sie 2013 [in Zagreb] gehalten haben, wo Sie sagten: «Ein Austritt Griechenlands oder Portugals oder Spaniens aus der Euro-Zone würde zu einer raschen Fragmentierung des europäischen Kapitalismus führen. Östlich des Rheins und nördlich der Alpen würde eine Überschussregion mit einer ernsthaften Rezession entstehen, während das übrige Europa im Griff einer massiven Stagflation wäre. Wer würde Ihrer Ansicht nach von dieser Entwicklung profitieren? Eine fortschrittliche Linke, die sich wie ein Phönix aus der Asche der öffentlichen Institutionen Europas erhebt? Oder die Nazis von der Goldenen Morgenröte, die diversen Neofaschisten, Ausländerfeinde und Kleinkriminellen? Für mich steht ausser Frage, wem ein Zerfall der Euro-Zone am meisten nützen würde.» Würde ein Grexit also zwangsläufig der Goldenen Morgenröte helfen, würden Sie das weiterhin sagen?

Schauen Sie, ich halte nichts von einer deterministischen Geschichtsauffassung. Syriza ist heute eine sehr starke Kraft. Wenn wir es schaffen, einig aus diesem Schlamas-

Abgrund zurückschaue. In dem Moment aber, wo die Euro-Gruppe unsere Banken schliesst, sollten wir diesen Prozess in Gang setzen, das war meine Überzeugung.

Verstehe. Wenn ich das richtig sehe, gab es also zwei Optionen – einen sofortigen Grexit oder aber das Drucken von Schuldscheinen und die Übernahme der Kontrolle über die griechische Zentralbank [was potenziell, aber nicht zwangsläufig einen Grexit herbeigeführt hätte]?

Ganz genau. Ich war nie der Ansicht, dass wir sofort eine neue Währung einführen sollten. Meine Ansicht war, und ich habe das der Regierung gesagt, dass wir, wenn sie tatsächlich unsere Banken schliessen würden – ein für mich aggressiver Akt von enormer Tragweite – dass wir dann aggressiv reagieren sollten, aber nicht über den Punkt hinaus, wo es kein Zurück mehr gibt. Wir sollten unsere eigenen Schuldscheine ausgeben oder zumindest bekanntgeben, dass wir unsere eigene auf Euro lautende Liquidität ausgeben werden. Wir sollten die griechischen Staatsanleihen von 2012, welche die EZB hält, einem Schuldenschnitt unterwerfen oder einen solchen Schritt ankündigen. Und wir sollten die Kontrolle über die Bank von Griechenland übernehmen. Das waren aus meiner Sicht die drei Massnahmen, die wir ergreifen sollten, wenn die EZB unsere Banken schliessen würde ... Ich habe das Kabinet warnend darauf hingewiesen, dass dies einen Monat lang passieren werde [die EZB schliesst unsere Banken], um uns ein demütigendes Abkommen aufzuzwingen. Als das passierte – und viele meiner Kollegen konnten nicht glauben, dass es passieren würde – wurde meine Empfehlung, «energisch» zu reagieren, sagen wir mal, überstimmt.

Und wie viel fehlte, dass es dazu gekommen wäre?

Also, wir waren in der Minderheit, zwei von sechs Leuten ... Da es dann nicht so weit kam, erhielt ich die Anweisung, die Banken im Konsens mit der EZB und der Bank von Griechenland zu schliessen. Ich war dagegen, habe es aber getan, weil ich ein Teamplayer bin, ich glaube an kollektive Verantwortung. Und dann fand das Referendum statt, durch das wir enormen Auftrieb erhielten, genau die Bestätigung, welche die [von Varoufakis geplante] energische Antwort auf die EZB gerechtfertigt hätte, aber in derselben Nacht beschloss die Regierung, dass der Wille des Volkes, dieses entschiedene Nein, nicht zu dieser energischen Reaktion führen sollte. Es sollte vielmehr zu bedeutenden Konzessionen an die andere Seite führen, an den EU-Gipfel in Brüssel, wobei unser Ministerpräsident akzeptierte, dass wir – was immer passiert, was immer die andere Seite tut – keinesfalls in einer Weise reagieren, dass sie sich angegriffen fühlen. Und letzten Endes heisst das, dass



Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel als PDF verschicken





«Mich kann inzwischen nichts mehr schockieren»: mit Gattin Danae Stratou.

man kapituliert ... Man verhandelt nicht mehr.

Sie haben vermutlich keine Hoffnung, dass diese Vereinbarung besser ist als die von letzter Woche – wenn überhaupt, dann wird sie schlechter sein?

Wenn überhaupt, dann wird sie schlechter sein. Ich hoffe wirklich, dass unsere Regierung auf einer Umschuldung besteht, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass der deutsche Finanzminister dies in der nächsten Sitzung der Euro-Gruppe akzeptieren wird. Wenn doch, wäre das ein Wunder.

Genau, weil Sie, wie Sie erklärt haben, keinerlei Druckmittel mehr haben.

Ja, so sehe ich das. Es sei denn, er [Schäuble] erhält von der Kanzlerin seinen Marschbefehl. Es bleibt abzuwarten, ob sie das tun wird.

Könnten Sie in möglichst einfachen Worten erklären, was Sie an Thomas Pikettys Buch «Das Kapital im 21. Jahrhundert» kritisieren?

Ich möchte vorweg sagen, dass mir das unangenehm ist, weil Piketty mich und die Regierung sehr unterstützt hat, obwohl ich in meiner Rezension seines Buches so hart mit ihm umgesprungen bin! Ich weiss seine Haltung, die er in den letzten Monaten vertreten hat, sehr zu schätzen, und ich werde ihm das auch persönlich sagen, wenn wir uns im September treffen. Von meiner Kritik an seinem Buch nehme ich jedoch nichts zurück. Sein Ansatz ist richtig, seine Empörung über Ungleichheit ... Aus meiner Sicht schwächt seine Analyse aber die Argumentation. Denn das neoklassische Kapitalismusmodell lässt wenig Raum für die These, die er in seinem Buch aufstellt. Sein Modell

gründet auf ganz speziellen Parametern, so dass seine Argumentation auf schwachen Füßen steht. Mit anderen Worten, wenn ich ein Kritiker seiner These wäre, dass die Ungleichheit der Einkommensverhältnisse ein Wesenszug des Kapitalismus ist, könnte ich seine Argumentation auseinandernehmen, indem ich einfach seine Analyse angreife.

Ich möchte nicht allzu sehr in die Einzelheiten gehen, denn hier soll kein endgültiges Urteil gefällt werden ...

Ja.

... aber es geht um seinen Vermögensbegriff?

Ja, er verwendet eine Definition von Kapital, mit der man das Kapital unmöglich verstehen kann – das ist also ein Widerspruch in sich.*

Kommen wir wieder auf die Krise zurück. Ich würde gern wissen, welche Beziehung Sie zu Tsipras haben.

Wir kennen uns seit Ende 2010, ich war ein prominenter Kritiker der damaligen Regierung, auch wenn ich ihr nahestand, aber das ist lange her. Ich war mit den Papandreous befreundet, bin ich heute noch in gewissem Sinne, aber ich wurde prominent ... Damals war es eine grosse Sache, dass ein ehemaliger Berater sagte: «Wir tun so, als habe es eine Zahlungsunfähigkeit nie gegeben, wir kaschieren das mit immer neuen unhaltbaren Krediten», solche Sachen. Das hat damals für einiges Aufsehen gesorgt, und Tsipras war ein blutjunger Politiker, der verstehen wollte, was Sache war, worum es bei der Krise ging und wie er sich positionieren sollte.

Erinnern Sie sich an die erste Begegnung?

Oh ja. Das war Ende 2010, wir waren zu dritt, wir sassen in einer Cafeteria, ich weiss noch,

dass er in seinen Ansichten nicht ganz klar war, zur Frage «Drachme versus Euro», zu den Ursachen der Krise, und ich hatte, sagen wir mal, sehr feste Ansichten über das, was da geschah. Und dann begann ein Dialog, der sich über die Jahre weiterentwickelt hat ... Ich glaube, dass ich ein wenig dazu beigetragen habe, dass seine Auffassungen über das, was getan werden muss, klarer geworden sind.

Und jetzt, nach viereinhalb Jahren, wie ist das für Sie, nicht mehr an seiner Seite zu arbeiten?

So sehe ich das überhaupt nicht. Wir sind uns sehr nahe. Unser Abschied war sehr herzlich. Wir hatten nie Probleme miteinander, nie, bis heute nicht. Und ich verstehe mich sehr gut mit Euklid Tsakalotos [neuer griechischer Finanzminister].

Und vermutlich sprechen Sie mit den beiden diese Woche?

Mit dem Ministerpräsidenten habe ich in dieser Woche noch nicht gesprochen, in den letzten Tagen, aber ich spreche mit Euclid, ja, ich habe ein sehr gutes Verhältnis zu ihm und umgekehrt, und ich beneide ihn überhaupt nicht. (Lacht)

Wären Sie schockiert, wenn Tsipras zurückträte?

Mich kann inzwischen nichts mehr schockieren – die Euro-Zone ist ein sehr ungemütlicher Ort für anständige Leute. Es würde mich auch nicht schockieren, wenn er weitermachte und einen wirklich schlechten Deal akzeptierte. Weil ich weiss, dass er sich den Menschen, die ihn unterstützen, die uns unterstützen, verpflichtet fühlt und alles dafür tun muss, dass Griechenland am Ende nicht als gescheiterter Staat dasteht. Aber ich werde weiterhin die Auffassung vertreten, die ich schon 2010 vertreten habe, dass Griechenland mit diesem «Immer so weiter» aufhören muss, damit, immer neue Kredite aufzunehmen und so zu tun, als wäre das Problem damit gelöst. Unter den Bedingungen verschärfter Austerität, die zu einem weiteren Schrumpfen der Wirtschaft führt, ist die Staatsverschuldung noch unhaltbarer geworden, die Last wird in noch grösserem Umfang auf die Armen abgewälzt, und auf diese Weise landen wir am Ende in einer humanitären Krise. Das akzeptiere ich nicht, und das werde ich nicht mittragen.

Abschliessende Frage: Werden Sie dem einen oder anderen Politiker, mit dem Sie verhandeln mussten, freundschaftlich verbunden bleiben?

Oh, da bin ich mir nicht sicher. Ich werde jedenfalls keine Namen nennen, um ihnen nicht die Karriere zu vermasseln! (Lacht)

Copyright: New Statesman

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

*Im Internet: Varoufakis' Besprechung von Thomas Pikettys Buch «Das Kapital im 21. Jahrhundert» finden Sie unter <http://yanisvaroufakis.eu/2014/10/08/6006>



Zu allem bereit: Beatles-Fans am 26. Oktober 1965 vor dem Buckingham Palace.



Meute Mensch

Von Daniele Muscionico

Kein Tier, keines. Kein Tier ist so grausam wie der Mensch. Unberechenbar, wenn allein. Tödlich, wenn in der Masse. Und die Masse hat immer recht. Sie kennt die Richtung, kennt den Feind – der nämlich, der ausserhalb von ihr steht; die Masse hat die Antworten auf die Fragen, an denen der Einzelne verzweifelt.

Die Masse und der Zwang des Individuums, zur Masse gehören zu wollen; schon grosse Geister sind an dem Phänomen verzweifelt. Der französische Arzt Gustave Le Bon bezeichnete Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck der Pariser Septemberunruhen den Menschenauflauf als die «jüngste Herrscherin der Gegenwart». Daran hat sich bis heute nichts geändert, denn es ändert sich der Mensch nicht: Er ist im Laufe der Zivilisation vom Beutetier zum Meutetier geworden. Und die sozialen Medien sind seine Kirche und Richtstatt.

Masse hat Macht. Zum Beispiel hat sie die Macht, Menschen zu Göttern zu erheben. Ein Beispiel? Ein Beispiel: Wenn John Lennon nur von *aunt* Mimi bewundert worden wäre, gäbe es heute keine Beatles.

Das hier ist eine Meute, wie sie sich am 26. Oktober vor fünfzig Jahren vor dem Buckingham Palace in London zusammengerottet hat. Das ist das Gesicht der Masse, die die Beatles zu dem gemacht hat, was sie waren und als was sie bis heute gelten: nach allgemeiner Auffassung die erfolgreichste Band der Musikgeschichte. Am Nachmittag des 26. Oktober 1965 trug auch die Queen ihren Teil dazu bei: Sie zeichnete die Musiker mit dem MBE aus, dem «Most Excellent Order of the British Empire».

Was hier passiert, ist unklar. Fahren die vier in Johns schwarzem Rolls-Royce vor? Hat einer von ihnen in die Menge gewinkt? Man muss mutmassen. Überliefert ist immerhin die schillernde Saga, dass die Beatles so nervös gewesen seien, dass sie sich vor dem Date mit der Queen einen Joint genehmigten, und das stilvoll britisch, in einer der Toiletten des Buckingham Palace. Wahr ist gewiss, Lennon sandte seinen MBE Ihrer Majestät vier Jahre später per Post wieder zurück. Er protestierte damit gegen Britanniens Engagement im Biafra-Krieg, gegen die Unterstützung des Vietnamkrieges, und er verschaffte seinem Unmut Luft, dass sein aktuelles Lied «Cold Turkey» in den Charts floppte.

Das hat niemandem geschadet, nicht John Lennon, nicht der Queen. Und das Monster Meute hatte einen neuen Knochen, in den es seine Zähne schlug.

Bild aus der Ausstellung «Gods and Monsters», Getty Image Gallery, 46 Eastcastle Street, London, bis 22. August

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Paula Hawkins:** *Girl on the Train – du kennst sie nicht (Blanvalet)*
- 2 (1) **Jean-Luc Bannalec:** *Bretonischer Stolz (Kiepenheuer & Witsch)*
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** *Nur einen Horizont entfernt (Fischer Krüger)*
- 4 (4) **Guillaume Musso:** *Nacht im Central Park (Pendo)*
- 5 (5) **Fredrik Backman:** *Oma lässt grüssen ... (Fischer Krüger)*
- 6 (6) **Lori Nelson Spielman:** *Morgen kommt ein neuer Himmel (Fischer Krüger)*
- 7 (7) **Martin Suter:** *Montecristo (Diogenes)*
- 8 (8) **Donna Leon:** *Tod zwischen den Zeilen (Diogenes)*
- 9 (9) **Viveca Sten:** *Tod in stiller Nacht (Kiepenheuer & Witsch)*
- 10 (10) **Blanca Imboden:** *Matterhörner (Wörterseh)*

Sachbücher

- 1 (1) **Christof Gertsch, Benjamin Steffen:** *Ariella Kaeslin – Leiden im Licht (NZZ Libro)*
- 2 (2) **Per J. Andersson:** *Vom Inder, der ... (Kiepenheuer & Witsch)*
- 3 (3) **Giulia Enders:** *Darm mit Charme (Ullstein)*
- 4 (4) **Thomas Maissen:** *Schweizer Heldengeschichten ... (Hier und Jetzt)*
- 5 (6) **Milena Marotta:** *Fantastische Tierwelt (Christophorus)*
- 6 (5) **Wilhelm Schmid:** *Gelassenheit (Insel)*
- 7 (10) **Jürgen Todenhöfer:** *Inside IS ... (Bertelsmann)*
- 8 (–) **Kurt Lauber:** *Matterhorn, Bergführer erzählen (Droemer Knauer)*
- 9 (9) **Henry Marsh:** *Um Leben und Tod (DVA)*
- 10 (–) **Thomas Gottschalk:** *Herbstblond (Heyne)*

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Hans Barlach †

Er hatte fast die ganze deutsche Kulturelite gegen sich. Er wurde als «Unhold» und «Wimp» beschimpft, Schriftsteller Peter Handke bezeichnete ihn gar als «Feind», «prall des bösen Willens», «Satan». Hans Barlachs Vergehen war, dass er Anteile am traditionsreichen, aber defizitären Suhrkamp-Verlag gekauft hatte. Und dass er alles daran setzte, der Misswirtschaft ein Ende zu setzen. Für das Feuilleton war klar: Das ist ein Kampf zwischen Gut (Kultur) und Böse (Kapital). Barlach, Enkel des Bildhauers Ernst Barlach, erhielt in dem endlosen Rechtsstreit in den meisten Fällen recht – am Ende verlor er durch eine Finte der gegnerischen Anwälte trotzdem alle Mitspracherechte. Letzte Woche ist er im Alter von 59 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben. (rb)

Idole

Aufstieg der schönen Seele

Goethe erreichte mit 24 Jahren den Olymp. Dort ist er bis heute geblieben. Was ist das Geheimnis dieser unvergleichlichen Karriere? *Von Dagmar Just*

Der Coup — Er ist noch Absolvent, ein frisch promovierter Jurist und als Autor ein Geheimtipp, als er im September 1774 seinen ersten Roman, «Die Leiden des jungen Werther», aufs Papier wirft. In nur vier Wochen. Einen der grössten Skandalerefolge der Geschichte. Überall wird der Text übersetzt, raubkopiert, vertanzt, veropert, verulkt, attackiert, adaptiert, auf Porzellan gemalt, in Kupfer gestochen, zu Gobelins verwebt. Die Zensur verbietet ihn wegen «unmoralischer Suizidverherrlichung». Neues Öl im Feuer.

Noch im Herbst stirbt der erste Selbstmörder. Zwei Jahre später fischt Goethe selbst eine Leiche mit dem «Werther» in der Tasche aus der Ilm vor seinem Gartenhaus. «Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, [...] der eine schilt drauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere.»

Doch nach weiteren dreissig Jahren erzählt der Bischof von Canterbury immer noch von den Opfern des «Wertherfiebers». Und selbst Napoleon bekennt in seinen Memoiren, dass er lieber der Autor des «Werthers» als der Eroberer Europas geworden wäre. Dabei hatte er mit Goethe 1808 auch schon persönlich sein «Werther»-Faible besprochen. Als ob es zwischen einem fünfzigjährigen französischen Jahrhundertpolitiker und einem siebzigjährigen deutschen Jahrhundertdichter auf der Höhe des Ruhms kein anderes Gesprächsthema als die 34 Jahre alte Leidensgeschichte dieses jugendlichen Verweigerers gäbe.

Für seine Karriere aber war «Werther» ein Coup, denn er hat Goethe zum Shootingstar Nummer eins in Europas Literaturszene gemacht und ihm die Aura eines *grand génie* und neuen Messias verschafft. Danach öffneten sich ihm von London (865 000 Einwohner) bis Paris (650 000), von Wien (247 000) bis Berlin (105 000) die Türen.

Weimar — November 1775. Ankunft des 26-Jährigen. Hinter ihm die Kindheit in Frankfurt (42 000 Einwohner) und das Studium in Leipzig (30 000 Einwohner). Vor ihm das Leben, sein Gastgeber, der achtzehnjährige Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, und diese Stadt. 6000 Seelen, ein Viertel davon gehörte zum Hof, der Rest waren Handwerker. Keine Poststation. Die einzige Sehenswürdigkeit, das Stadtschloss – gerade abgebrannt. Die Kassen – leer. 600 bis 700 Häuser – unscheinbar, niedrig und oft noch mit Stroh gedeckt. Überall Lärm. Und es stank. Nach dem Fischtran in den

Laternen, dem Vieh in den Gärten, der Kloake, die als sogenannter Stadtbach durch die Gassen floss, nach der Pisse, die man nachts aus den Fenstern goss – bis der Herzog im Revolutionsjahr 1789 das Entleeren der Nachttöpfe auf die Strassen bei Strafe verbot. Kein einziger Weimarer hatte Kontakt zur Welt, sei es durch Handel oder Industrie. Das war der Ort, an dem das europaweit gefeierte Junggenie seine Zelte aufschlug. Für immer. Wieso?

Arbeit — Er kam als Dichter zu Besuch. Acht Jahre später war er der mächtigste Mann im Staat nach dem Herzog: Goethe «ist also jetzt Wirkl. geh. Rat, Kammerpräs., Präsident des Kriegscollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, Direktor des Bergwerks dabei auch *directeur des plaisirs*, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Ballets, Redoutenaufzügen, Inscriptionen, Kunstwerken etc.» und Direktor der Zeichenakademie, wo er den Winter über Vorlesungen über Osteologie hielt.

Der Dichter als Multimminister und Universal-künstler. Wo in aller Welt hätte er bessere Bedingungen für diesen Selbstversuch finden können? Das Pensum, das er dafür bewältigt, ist enorm. Die Prämisse: ein minutiös durchgeplanter Tag, an den er sich grosso modo bis ins hohe Alter hält. 6 Uhr: aufstehen. Kaffee und Arbeit bis 10 Uhr. Dann Frühstück, Besucher, Briefdiktate. 13 bis 14 Uhr: Mittagessen, meist in der Familie, mit Sekretären oder geladenen Gästen. Dann wieder Geschäfte bis zum Dunkelwerden. Spaziergänge, Theaterbesuche, Lektüren oder eigene Produktion bis 22 Uhr. Dann geht das Licht aus.

Geld — Er war schon reich, als er zur Welt kam. Später verdiente er viel und gab noch mehr aus, lebte auf grossem Fuss, führte ein grosses Haus, unterstützte aber auch bedürftige Zeitgenossen wie den Schweizer Hirtenjungen Peter im Baumgarten. Insgesamt bezog er in seinem langen Arbeitsleben als Staatsminister rund 120 000 Taler Gehalt plus 160 000 Taler Honorare. Nur zum Vergleich: Schillers Diener ging mit 40 Talern im Jahr nach Haus. Voltaire liess sich seine Anwesenheit am Hof von Friedrich II. mit 5000 Talern plus Kost und Logis vergolden. Für die Hälfte versorgte der Weimarer Hofarzt seine Patienten.

Der Wirt vom Gasthaus «Zum Elefanten» verdiente 1600 Taler, was das Vierfache der Gage von Hofsängerin Corona Schröter war. Mit 400 Talern versuchte auch die Dresdener Akademie der Bildenden Künste dem Schweizer Maler Anton Graff die Übersiedlung von der Limmat an



«So hetzt mich einer wie der andere»: Johann Wolfgang von Goethe.

die Elbe schmackhaft zu machen. Und Arthur Schopenhauer musste für die Näherin, «die er zur Stubentür hinausgeworfen hatte», 300 Taler Kurkosten berappen. Dafür hätte er sich ein Jahr eine Zehnzimmerwohnung in Berlin-Mitte halten können. «Eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen», rechnet Goethe Eckermann 1826 vor, «[...] das ganze Vermögen meines Vaters, [...] mein Gehalt und [...] literarisches Einkommen seit über fünfzig Jahren.» Dazu kommt, was nicht in seinen Haushaltsbüchern notiert ist: Der Herzog überhäuft ihn immer wieder mit kost-

baren Geld- und Sachgeschenken, darunter zwei Häusern in bester Lage inklusive Umbau, finanziert diverse Kuraufenthalte und eine zweijährige exklusive Studienreise durch Italien. Unterm Strich hatte Goethe zu viel Geld, um käuflich zu sein, und zu viel Ego, um noch um Spitzenverdienste zu feilschen.

Freiheit — Das war der Schlachtruf der Französischen Revolution und das Gebet der Stunde. Casanova flüchtete 1756 aus Venedigs Hochsicherheitsgefängnis. Lord Byron vergnügte sich öffentlich mit seiner Schwester. Die Weimarer

Gräfin von Werthern-Beichlingen inszenierte ihr eigenes Begräbnis, um mit ihrem Geliebten nach Afrika durchzubrennen. Mozarts Librettist da Ponte entkam seinen Gläubigern nach Übersee, um dort als Händler der vier Jahreszeiten für Obst, Gemüse und Bücher weiterzuleben.

Nur Goethe scheint unbeeindruckt seine Bahnen zu ziehen. Mit einer Ausnahme: der seines Liebesexperiments mit der sechzehn Jahre jüngeren Arbeiterin Christiane Vulpius: «Wärscht du jetzt bei mir! Es sind überall grosse breite Betten hier ...! Ach mein Liebchen! Es ist nichts besser als beisammen zu sein!» Der Geheimrat versteckt die nicht salonfähige Geliebte nicht, er schiebt sie nicht ab, tauscht sie auch nicht aus. Er lebt offen mit ihr zusammen, achtzehn Jahre lang, bevor er sie heiratet und den Sohn aus ihrer Beziehung legitimiert. Das ist der einzige Skandal, den er dem Hof liefert, die grösste Freiheit, die er sich leistet.

Sein Credo: «Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es an mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.» Während sein Weg mit den Wracks der an ihren Leidenschaften zerbrochenen Genies gepflastert ist, transformiert er seine Leidenschaft in Produktivität. Das ist Krisen- und Selbstmanagement, lange bevor das Wort dafür erfunden wurde. Oder um es mit dem rumänischen Philosophen Emil Cioran zu sagen: «Grossartig ist Goethes Mittelmässigkeit, weil ein so massloser, so von Gegensätzen zerrissener Mensch sich permanent zwingt, statt der Extreme das Mittlere anzustreben, sein Mass in der Mässigung zu finden. Auch auf die Gefahr hin, als philiströs zu erscheinen.»

Goethes Gene — Intuitives Life-Coaching – damit hält Goethe sich bis zum Tod mit 83 Jahren lebendig und arbeitsfähig. Und zeitweise war er «so mächtig, dass jeder, der ihn kennenlernte, seine Worte aufzeichnen, und jeder, der mit ihm korrespondierte, die Briefe überliefern wollte».

Das Fundament dafür könnte der Vater seines Vaters gelegt haben. Friedrich Georg Göthe wuchs als Sohn eines Hufschmieds in Thüringen auf, lernte in der Seidenmetropole Lyon, eroberte erst als Damenschneider, dann als Gastwirt und Weinhändler Frankfurt am Main und hinterliess den Seinen ein Vermögen, das ihnen ein komfortables Leben im Schoss der High Society ermöglichte. Wie risikofroh und begabt, intelligent und zielstrebig, aber auch vorsichtig und lebensklug muss dieser Bauernsohn gewesen sein, um das Glück auf seinem Weg nicht zu verjagen! Goethe, so scheint es, genierte sich in seiner Autobiografie «Dichtung und Wahrheit» ein wenig für das Parvenühafte dieses Grossvaters. Und doch müssen beide dem gleichen Wahlspruch gefolgt sein: «Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen!»

Bruno Preisendörfer: Als Deutschland noch nicht Deutschland war – Reise in die Goethezeit. Galiani. 518 S., Fr. 34.70. **Nicholas Boyle:** Goethe. Der Dichter in seiner Zeit, Bd. 1. C. H. Beck. 885 S., Fr. 59.–

Top 10

Knorr's Liste

1	Amy	★★★★☆
	Regie: Asif Kapadia	
2	Mr. Holmes	★★★★☆
	Regie: Bill Condon	
3	Far from the Madding Crowd	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
4	Star	★★★★☆
	Regie: Anna Melikian	
5	Men & Chicken	★★★★☆
	Regie: Anders Thomas Jensen	
6	Taxi Teheran	★★★★☆
	Regie: Jafar Panahi	
7	Terminator Genisys	★★★☆☆
	Regie: Alan Taylor	
8	Minions	★★★☆☆
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
9	Jurassic World	★★★☆☆
	Regie: Colin Trevorrow	
10	While We're Young	★★★☆☆
	Regie: Noah Baumbach	

Kinozuschauer

1 (1)	Minions (3-D)	41 240
	Regie: K. Balda / P. Coffin	
2 (2)	Terminator Genisys (3-D)	8365
	Regie: Alan Taylor	
3 (3)	Ted 2	7585
	Regie: Seth MacFarlane	
4 (-)	Unfriended – Unknown User	6879
	Regie: Levan Gabriadze	
5 (4)	Jurassic World (3-D)	6123
	Regie: Colin Trevorrow	
6 (9)	Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu	4138
	Regie: Philippe de Chauveron	
7 (-)	Amy	2770
	Regie: Asif Kapadia	
8 (-)	Usfahrt Oerlike	2244
	Regie: Paul Riniker	
9 (-)	Woman in Gold	2175
	Regie: Simon Curtis	
10 (-)	Mr. Holmes	2061
	Regie: Bill Condon	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Chappie (Sony)
2 (1)	Fifty Shades of Grey (Universal)
3 (2)	American Sniper (Warner)
4 (-)	Home – Ein Smektaulärer Trip (Fox)
5 (-)	Wild Card (Ascot Elite)
6 (4)	Kingsman: Secret Service (Fox)
7 (3)	Jupiter Ascending (Warner)
8 (5)	Downton Abbey – Season 5 (Universal)
9 (9)	Fürst der Dämonen (Rainbow)
10 (7)	Baymax – Riesiges Robowabohu (Disney)

Quelle: Media Control



Übers Stecknadelige ins Subatomare: «Ant-Man».

Kino

Abdüsen ins Mikrouniversum

«Ant-Man», ein Kuriosum in der Galerie der Superhelden, war als Comic ein Flop und feiert nun seine Wiederauferstehung auf der Leinwand. Von Wolfram Knorr

Im Marvel-Universum, dem Freizeitpark der Superhelden, ist immer Remmidemmi. Die Superknallköpfe, von Spider-Man über Captain America bis Hulk und Thor und Iron Man, machen die Welt zum «Shock Corridor». Damit die ewigen Bambulen an Faszination nicht verlieren, müssen die Super-Kaputtniks ihre Zerstörungorgien permanent steigern. Aber wohin soll das Monströse noch, wenn schon «Batman v Superman» von der Marvel-Konkurrenz DC Comics ganze Galaxien zerlegen? Stan Lee, Marvel-Mastermind, und die Produzenten, Autoren sowie Regisseur Peyton Reed hatten für «Ant-Man» eine glänzende Idee: das Superfinale dorthin zu verlegen, wo ohnehin die Superwichte entsprangen – ins Kinderzimmer, auf eine Töff-Eisenbahn.

Dass es trotzdem ein flammendes Inferno bleibt, liegt an der bizarren Grundstruktur. Ant-Man ist ein Kuriosum unter den Superhelden: Er kann sich, dank eines Serums, ins Mikrouniversum beamen, auf die Grösse von Insekten schrumpfen lassen. 1962 entstand der Mikro-Strich («The Astonishing Ant-Man») als originelle Alternative zu jenen, die sich unablässig ins Supermakromässige blähen. Inspiriert hat den Zeichner Dick Ayers, der behauptete, die Figur erfunden zu haben, die SF-Erzählung «The Incredible Shrinking Man» von Richard Matheson (aus dessen Feder auch

«I Am Legend» stammt) und Jack Arnolds Verfilmung aus dem Jahre 1957. Arnold, ein Meister erstklassiger B-Horrorfilme («Creature from the Black Lagoon», 1954), traf, in einer Dekade der Ängste durch atomare Bedrohung, den Nerv, und Dick Ayers griff das postwendend auf, nach dem Motto: «Die intransparente Wissenschaft macht uns zu kleinen Würsten.»

Biochemiker Henry Pym lässt sich mittels eines Serums verkleinern und landet im Ameisenhaufen eines Hinterhofs; dort macht er die Erfahrung aller Superhelden, die durch Spinnenbisse, Berührung mit chemischen Materialien et cetera ihre Superkräfte erlangen. Pym wird zum Ameisenversther. Dem Comic blieb der Erfolg versagt. Eines der Probleme war die räumlich-zeichnerische Umsetzung der Miniaturisierung. Schon «The Atom», der sich übers Stecknadelige ins Subatomare zerkrümmeln liess, hatte in den sechziger Jahren das Problem. Für den Leser blieb es ein Schrumpfmartyrium.

Der Film hat es leichter, kann mit den räumlichen Distanzen nach Belieben spielen und die Effekte auch mal für Komödien nutzen («Honey, I Shrank the Kids», 1989). In «Ant-Man» wird die Vorgeschichte von Dr. Pym (Michael Douglas) zwar erwähnt, aber es geht rigoros um gierige Profiteure, die sich des Pym-Serums bedienen wollen, um – gähn – die

Welt zu beherrschen. Pym's kybernetischer Helm und der Overall, die wie ein Raumanzug vor der Superreduktionsreise ins molekulare Winzlingsdasein schützen, sind natürlich heissbegehrt. Dem smarten Einbrecher Scott Lang (Paul Rudd) etwa helfen sie aus der Knastzelle, worauf er sich auch stante pede bereit erklärt, dem gealterten Pym bei der Rettung der Welt als Ant-Man zu helfen.

Leider ist, bis auf das gelungene Finale auf den Waggonen und der Lok der Plastikeisenbahn zwischen Ant-Man und dem Bösewicht The Wasp, der Film dann doch etwas schleppend. Mag manch eine Dialogpassage ganz hübsch sein, der ironische Zusammenhang zwischen Superheros und Kinderzimmer kommt zu kurz, auch wenn die Tricks und Krabbeltierchen putzig sind. ★★★☆☆

Weitere Premieren

L'homme qu'on aimait trop — In den siebziger, achtziger Jahren gab es an der Côte d'Azur den sogenannten «Kasinokrieg». Dubiose Financiers versuchten Spielcasinos in Nizza und Umgebung an sich zu reißen. Zu den Opfern der windigen Machenschaften (an denen offenbar auch der Bürgermeister von Nizza beteiligt war) gehörte Madame Renée Le Roux vom Casino «Palais de la Méditerranée». Ihre Tochter Agnès, die ein gespanntes Verhältnis zu ihrer Mutter hatte, verliebte sich in Maurice Agnelet,



Voller Tücken: «L'homme qu'on aimait trop».

Anwalt der Mutter. Der hinterging Mutter und Tochter und spielte eine böse Rolle im «Casinokrieg». Als er mit Agnès, die ihm ihr Familienerbe übertrug, nach Italien reiste, verschwand sie spurlos. Ihre Mutter setzte darauf alle Hebel in Bewegung, den dubiosen Anwalt und vermutlichen Mörder ihrer Tochter vor Gericht zu bringen. Nach vielen Anläufen, obwohl nie eine



Sixpacks: «Magic Mike XXL».

Leiche gefunden wurde, gelang es ihr, Agnelet hinter Gitter zu bringen. Der Film von André Téchiné beruht auf dem Buch «Une femme face à la Mafia» von Renée Le Roux und betört, mit Catherine Deneuve als Renée und Adèle Haenel als Tochter Agnès, durch seine elegante Tücke. Die emotionale Distanziertheit, mit der Téchiné die Figuren charakterisiert, sagt viel über das Milieu, das alles verdrängte, was nicht luxuriösem Ehrgeiz entsprach. Das ist in seiner smarten Präsentation voller Tücken. ★★★☆☆

Magic Mike XXL — Vor drei Jahren landete Steven Soderbergh mit seinem auch sozialkritisch durchwirkten Stripperdrama «Magic Mike» einen Überraschungserfolg. Darauf gaben die Warner Studios grünes Licht für eine Fortsetzung, bei der Soderbergh auf die Regie verzichtete (dafür die Kamera übernahm). Es war eine kluge Entscheidung. Die Sixpacks von Channing Tatum und der anderen sind allerdings nicht abendfüllend – vielleicht aber für die Damenwelt. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Im französischen Spielfilm «Loin des hommes» spielt Viggo Mortensen eine beeindruckende Figur. Mir ist er nur aus «Herr der Ringe» bekannt. Wie schätzen Sie ihn ein? H. B., Bern



Es gibt eindrückliche Rollen, etwa in «A History of Violence» oder «The Road». Der dänisch-amerikanische Schauspieler, der auch noch Musiker und Dichter ist, gehört zu jenen Charakterfiguren, denen der rasche emotionale Zugriff, wie etwa im Fall von George Clooney oder

Brad Pitt, versagt bleibt. Allein durch seine hageren Gesichtszüge mit dem sanft-spöttischen Mund wirkt er leicht abgehoben. Deshalb besitzt er dort Leinwandpräsenz, wo er Aussenseiter spielt. Schon in seiner ersten Filmrolle als Amish-Farmer, in Peter Weirs «Witness» (1985), ist das mit seinem lauernd-skeptischen Blick zu beobachten. Daran hat sich bis heute nichts geändert, und genau das macht ihn zu einem interessanten Typus – zwischen Anpassung und Ablehnung.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Sternstunde

Von Peter Rüedi

Manchmal überfällt uns eine Sensation aus den Tiefen der Vergangenheit, ganz gemäss dem Satz des grossen Faulkner: «Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.» Als Sonny Rollins, neben John Coltrane der grösste Tenorsaxofonist der Post-Bop-Ära, sich im Sommer 1959 aus der Öffentlichkeit zurückzog, um auf der Williamsburg Bridge gegen den Verkehrslärm und die Schiffshörner auf dem East River anzublase, war das der Versuch, sich aus den Zwängen des Jazz-Business, aber auch aus den Sackgassen der eigenen Klischees zu befreien, in die sich selbst ein Improvisator mit seiner Wasserverdrängung (nach eigenem Urteil) manövriert hatte. Bei seiner Rückkehr 1962 trat er, neu bei RCA unter Vertrag, einerseits die Flucht zurück an (unter anderem mit einem denkwürdigen Gipfeltreffen mit dem Tenor-Veteranen Coleman Hawkins), zum anderen die nach vorn.

Zu seinem neuen Quartett gehörten, neben dem Bassisten Bob Cranshaw, die eben mit dem Free-Jazz-Pionier Ornette Coleman berühmt (oder berüchtigt) gewordenen Don Cherry und Billy Higgins, ein ebenso hochmusikalischer wie gefährlich unvorhersehbarer Improvisator auf dem Taschenkorsett der eine, ein grossartig swingender und dennoch free agierender Drummer der andere. Neben einigen Mitschnitten von namentlich europäischen Konzerten ist diese explosive, mal schwer anarchische, mal verspielt witzige Formation gerade auf einer RCA-LP dokumentiert, einem (stark redigierten) Live-Auftritt im New Yorker Klub «Village Gate» von 1962, «Our Man in Jazz».

Nun erst, und dies eben ist die musikarchäologische Sensation ersten Grades, erscheint auf sechs CDs erstmals die ganze in neun Sets gespielte, erstklassig aufgenommene Musik integral. Mehr als fünf Stunden Unerhörtes, ein improvisatorisches Erdbeben, das weit über den Verstand der damaligen Kritik ging. Music in & out: freientwickelte kollektive Improvisationen, vier lange Versionen von Rollins' Original «Oleo», und so ins Imaginäre entrückte Standards, dass sie kaum wiedererkennbar sind. Bestürzend, belustigend, mitreissend wie damals, als die Zeitgenossen nicht wussten, wo ihnen ob solchem der Kopf stand.



Sonny Rollins Quartet with Don Cherry: Complete Live at the Village Gate 1962. Solar Records 4569959

Weltberühmte Cremeschnitte

Hoch über St. Moritz in der «Paradiso»-Hütte und im angesagten Klub «St. Tropitz». Von *Hildegard Schwaninger*



Freie Hand: Restaurantbetreiber Zingg.

Wo St. Moritz draufsteht, muss auch St. Moritz drin sein», meint der charmante **Hans Jörg Zingg** und präsentiert mit berechtigtem Stolz die «Paradiso»-Hütte auf 1820 Metern, hoch über St. Moritz, der er seinen ganz persönlichen Stempel aufgedrückt hat. Er sitzt auf der Terrasse, der Blick schweift über den Silvaplannersee fast bis Maloja, seine Frau **Anja**, eine hübsche Deutsche, die das Wirtefach im Blut hat (ihre Eltern hatten eine Gaststätte), schaut nach dem Rechten, auf der Wiese neben der Terrasse stehen ein paar Pferde, und junge Mädchen reiten aus. Die Tochter der Familie Engelnhorn mit ihren Freundinnen. Das Restaurant gehört der deutschen Industriellenfamilie **Curt Engelnhorn**, der Berner **Hans Jörg Zingg** führt es, und da er es gut macht, hat er freie Hand.

An so einem Ort sind natürlich auch die Preise St.-Moritz-like. Ein Vitamindrink kostet 18 Franken, da stutzt man kurz. In Österreich kostet der gleiche Drink 4.50 Euro. Man macht den Preisvergleich, weil ja in letzter Zeit die Tourismusdestinationen miteinander verglichen werden, nach dem Franken-Schock mehr denn je. Dafür sieht man in der «Paradiso»-Hütte, diskret hinter den Blumen versteckt, **Ivan Glasenberg** sitzen. Er ersetzt – promifaktormässig – seinen Ex-Boss **Marc Rich**, den legendären Ölmagnaten, der früher hier sass. Die Blumen markieren eine nur für Eingeweihte sichtbare Grenze: Auf der einen Seite der Terrasse die Normalos, hinter

den Blumen die Promis. Sogar **Roger Federer** soll schon hier gegessen sein. Häufige Gäste waren auch das frisch getrennte Society-Paar **Fiona Hefti** und **Christian Wolfensberger**, die sich in St. Moritz kennengelernt hatten und dort zu den Habitues gehörten. Gerade betritt **Bianca Gubser** die Terrasse. Das ist die Tochter von **Jürg Marquards** Frau; wäre sie einen Kopf grösser, wäre sie Topmodel, so ist Bianca Gubser halt Mannequin (gerne für Jelmoli). Apropos Jürg Marquard: Er hat geschafft, worum manche ihn beneiden. Er ist mittlerweile so berühmt, dass



Auf der Terrasse: Model Gubser.

sein 70. Geburtstag im Ausland vermerkt wurde. In den *Salzburger Nachrichten* vom 13. Juli wird er unter den Geburtstagsjubilaren gleich neben der Philosophin **Jeanne Hersch** erwähnt.

Zurück zur «Paradiso»-Hütte. Dort gibt es die «weltberühmte Cremeschnitte». So jedenfalls wird sie angepriesen. **Ariane Ehrat**, Tourismusdirektorin, verteidigt den Preis (er ist uns gerade entfallen): «So eine Cremeschnitte reicht für vier Personen.»

Ariane Ehrat, die aus Schaffhausen stammende ehemalige Skirennfahrerin (eine Silbermedaille), tut alles, um St. Moritz und das Engadin, für das sie tourismusmässig zuständig ist, als «Top of the World» und auch sonst optimal in Szene zu setzen. Als Werbeträgerin reist sie rund um die Welt, kürzlich war sie in Dubai, und in China scheint sie erfolgreich gewesen zu sein. Jedenfalls sieht man vor dem Café «Hauser» in St. Moritz Dorf dutzendweise Chinesen herumspazieren. Und: Es war Ehrat, die – als Kampfansage an die österreichische Konkurrenz – die «Herzlichkeitsseminare» erfand. Kurse für mehr Freundlichkeit gegenüber den Gästen, in denen auch die Skiliftmitarbeiter und das Personal der Drei-Sterne-Pensionen geschult werden.

Hans Jörg Zingg, der seine Karriere als Gastronom im Zürcher «Club Ugly» startete (noch heute spricht er begeistert vom damals visionären **Ueli Steinle**) und dann im Klub «El Presidente» beim Flughafen Kloten erstmals so richtig Geld machte, weiss, wie wichtig Exklusivität und Qualität sind, damit die Leute gern dafür bezahlen. So bietet er im «Paradiso» den Exklusivklub «St. Tropitz» (Saint-Tropez/St. Moritz), wo Klubmitglieder, neben gesichertem Unter-sich-Sein,



Rund um die Welt: Tourismusdirektorin Ehrat.

ihre eigene Serviette und Messer mit Namensaufdruck haben. Der Klubraum mit Glasfensterfront bietet eine spektakuläre Aussicht.

Dass Zingg «St. Tropitz» in einem Atemzug mit dem Corviglia Club nennt, ist etwas gewagt. Der Corviglia Club war bis vor zwanzig Jahren dem Hochadel, Ausnahmekünstlern (**Herbert von Karajan**), Grossindustriellen (**Heineken**, **Thyssen**, **Agnelli**) vorbehalten, heute, im Zeitalter der allgemeinen Nivellierung, wurden diese Stammbaumabklärungen etwas gelockert. Aber der Corviglia Club ist nach wie vor selektiv. Ins «St. Tropitz» aber kommt jeder rein, der zahlt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Pink und Grau

Die Künstlerin Hannah Freemann, 29, und der Biologe David Jones, 28, haben im Mai geheiratet. Dabei haben sie ihre Schüchternheit überwunden.



«Friedlich und glücklich»: Freemann-Jones.

Hannah: Wir sind beide Naturfans und lieben Tiere, zudem verbinden uns der Humor und ein ähnlicher Geschmack für Verrücktheiten jeglicher Art. Unsere Hochzeit sollte all das symbolisieren. Wir wählten einen Naturpark als Schauplatz, der logischerweise über riesige Grünflächen, ein Amphitheater und ein Schmetterlingshaus verfügte.

David: Diesen Park kannten wir beide gut, weil wir ihn mit der Schule als kleine Kinder unzählige Male besucht hatten. Damals kannten wir uns noch nicht, aber diese gemeinsame Erinnerung fanden wir schön. Ich trug einen grauen, eleganten Anzug, meine Liebste liess sich die Haare in der Farbe der Kleider ihrer Brautjungfern färben: pink.

Hannah: Das Essen sollte schmackhaft und einfach sein. Wir setzten auf das Kuchenthema, meine Mutter hatte zig Torten gebacken, und als Hauptspeise gab es Pizza. Unfestlich fanden wir diese Speisenauswahl nicht, vor allem hatten wir somit die Garantie, dass dieses Essen alle mögen würden und es auch zur Umgebung passte, in der wir feierten. Alles war sehr kostengünstig; für den Baldachin, unter dem die Zeremonie stattfand, benutzten wir weisse Leintücher, es sah schlicht und doch elegant aus. Ein Freund spielte Gitarre. Wir wähl-

ten eine Passage von Pablo Neruda aus: «Ich liebe dich, wie man dunkle Dinge lieben muss, im Geheimen, zwischen dem Schatten und der Seele.» Den Ausdruck auf Davids Gesicht – friedlich und glücklich – werde ich nie mehr vergessen.

David: Wir sind beide eher zurückhaltend und schüchtern, ich fand es sehr rührend, dass Hannah diese Zeilen öffentlich und vor Publikum vortrug. Für mich war es ein grosser Liebesbeweis. Im Mittelpunkt zu stehen, finden wir beide unangenehm. Die Hochzeit war ein glücklicher Anlass, um sich dieser Scheu zu stellen.

Hannah: Wir nutzten den gesamten Um-schwung für die Party. Als Tische dienten Rondonelle, die direkt von Baumstämmen gesägt worden waren. Mein Onkel hatte die Oberflächen mit Öl behandelt. Wir platzierten sie unter einer Palmenallee. Die gesamte Anlage stand uns zur Verfügung. Viele Gäste verschwanden zwischendurch für einen Spaziergang zum Kinderspielplatz oder zu den Tierhäusern.

David: Als glücklichste Momente sind mir jene in Erinnerung geblieben, in denen die anderen über uns lachen konnten, die Stimmung

«Die glücklichsten Momente waren jene, in denen die anderen über uns lachen konnten.»

heiter und gelöst war. Verschiedene Situationen trugen dazu bei, auch, dass einiges schiefging. Lieder, die wir unbedingt hören wollten, wurden nicht gespielt, zudem versagte das Beleuchtungssystem, so dass der Anlass nach Sonnenuntergang praktisch im Dunkeln stattfand. Schlimmer war, dass ein Trauzeuge in der Nacht vor der Hochzeit eine Nierenkolik erlitten hatte und mit höllischen Schmerzen am Anlass teilnahm, ein anderer zerschmetterte sich wenige Stunden vor dem Anlass das Knie und humpelte zur Zeremonie.

Hannah: Rückblickend sagen trotzdem alle, es sei das schönste Fest gewesen, an dem sie je teilgenommen hätten.

Protokoll: Franziska K. Müller

Wissenschaft

Von Andreas Thiel — Am Zentrum für Islam und Gesellschaft der Uni Freiburg.

Soziologin: Worin besteht eigentlich die Aufgabe unseres Instituts?

Institutsleiter: Wir bieten Schweizer Muslimen die Möglichkeit, über sich selbst nachzudenken.

Soziologin: Konnten sie das bisher nicht?

Institutsleiter: Nicht im wissenschaftlichen Sinne.

Theologe: Wieso gibt es kein Institut für Homosexualität, wo wir Homosexuellen über uns selbst nachdenken können? Die Homosexualität ist immerhin um einiges älter als der Islam. Ich erinnere an Sparta ...

Imam: Als Muslim empfinde ich es als Beleidigung, mit Homosexuellen verglichen zu werden.

Theologe: Wieso? In beiden Fällen handelt es sich um Minderheiten. Bloss, dass Homosexuelle nie Krieg führten.

Imam: Und was ist mit Sparta?

Rektorin: Dieser akademische Disput beweist, dass eine wissenschaftliche Auseinandersetzung dringend nötig ist.

Imam: Das Problem ist, dass der Islam immer noch mit Gewalt und Frauenfeindlichkeit in Verbindung gebracht wird.

Theologe: Die Aufrufe zur Tötung von Ungläubigen im Koran sind tatsächlich schlecht mit unserer Kultur vereinbar.

Soziologin: Stimmt. Ein guter Schweizer würde einen Ungläubigen nicht töten, sondern anzeigen.

Institutsleiter: Das heisst, wenn sich Muslime bereit erklären, die Verfolgung von Ungläubigen der Polizei zu überlassen, haben wir eine Chance, einen Islam europäischer Prägung zu schaffen.

Soziologin: Und was ist mit der Unterdrückung von Frauen? Religion ist zwar Privatsache, aber die Gleichstellung ist eine öffentliche Angelegenheit.

Institutsleiter: Man müsste gesetzlich verbieten, Frauen, welche aus religiösen Gründen privat unterdrückt werden, öffentlich zu diskriminieren.

Rektorin: Endlich werden wissenschaftliche Reflexion und Praxisfragen lösungsorientiert verknüpft.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



«Der Alpinismus ist ein ehrliches Geschäft»

In zweiter Generation führt Felix Bächli das nach seiner Familie benannte Bergsport-Fachgeschäft. Beim Treffen spricht er über den Reiz der Gefahr, Unternehmertum, die Gratwanderung auf dem starken Franken und eine Verlobung am Montblanc. *Von Roger Köppel und Chris Däppen (Bild)*

Herr Bächli, Ihre Firma ist seit Jahrzehnten ein Begriff unter Alpinisten. Was machen Sie besser als andere?

Das Wichtigste sind die Glaubwürdigkeit und die Bodenhaftung.

Was verstehen Sie darunter?

Man muss leben, was man erzählt. Das tun wir seit 1973. Sowohl meine Eltern, die die Firma gegründet haben, als auch meine Frau und ich sind begeisterte Bergsportler. Wir hecheln keinen Trends nach. Der Alpinismus ist ja ein sehr ehrliches Geschäft.

Warum?

Unsere Produkte sind reell. Sie müssen hohen Belastungen standhalten. Das Material zählt mehr als die Marke. Nicht alles, was auf den ersten Blick ein gutes Logo hat, taugt auch etwas. Wir trennen die Spreu vom Weizen.

Wie sehen Sie den aktuellen Status des Bergsports in der Schweiz?

Der Peak war im Jahr 2010 erreicht, seither ist die Tendenz leicht abnehmend. Eine Zeitlang hat ja jede Versicherung und jede Bank mit Bergsport-Sujets geworben. In der Zwischenzeit hat die Schweiz einige Schocks erlebt, und auch der Markt gibt nicht mehr so viel her. Das ist normal.

Bächli Bergsport definiert sich über die Vollständigkeit des Sortiments...

Vom Waldspaziergang bis zum Klettern.

Bis hin zum Hochgebirgs-Sauerstoffgerät für den Mount Everest?

Das ist eher etwas für Expeditionsanbieter. Die richtig geübten Bergsteiger wollen den Berg ohne Sauerstoffgerät bezwingen. Der grosse Verschiebebahnhof um den Mount Everest ist ohnehin nicht besonders attraktiv. Sie können in den südfranzösischen Calanques nach einem Anstieg von zwei Stunden die tollsten Abenteuer erleben.

Was war die Ur-Idee Ihres Vaters, als er die Firma gründete?

Sein Urimpuls – als ehemaliger Primarlehrer – war der Drang in die Selbständigkeit, verbunden mit einer sehr emotionalen Nähe unserer Familie zum Bergsport.

Sie waren fünf Jahre alt, als Ihr Vater die Firma gegründet hat. Heute beschäftigen Sie 230 Mitarbeiter.

Schon als Bub war die Firma das Riesenthema. Meine Schulkameraden erinnern sich, dass ich damals schon das Geschäft eines Tages übernehmen wollte. Nach einer Technikerlehre bin ich Mitte der 90er Jahre



«Am Berg zählt jeder Schritt»: Unternehmer Bächli.

voll in die Firma eingestiegen. Meine erste grosse Aufgabe war die Gründung einer Filiale in Bern. Ein Riesenschritt! Ich habe im Gästezimmer des Altersheims übernachtet, um keine Kosten zu verursachen.

Hat Sie Ihr Vater irgendwann einmal zur Seite genommen und gesagt: «Ich erkläre dir jetzt einmal die Firmenphilosophie?»

Sie wurde eher implizit gelebt. Ich habe mit meinem Vater eng zusammengearbeitet zwischen 1989, als ich in Teilzeit in die Firma eingestiegen bin, und 2006, als er sich aus gesundheitlichen Gründen zurückzog.

Was macht den guten Unternehmer aus?

Die Lust an der Verantwortung! Sie müssen in der Lage sein, Verantwortung für sich und Ihre Entscheidungen wahrzunehmen. Dann: Die Lust an der Veränderung – unternehmerisch gesprochen: am Wachstum.

Gehört es zum Lebensmodus des Unternehmers, dass er nie ganz zufrieden ist und immer Verbesserungspotenzial sieht?

Meinen Vater habe ich so wahrgenommen, ja. Bei mir ist es eher die Suche nach etwas Ungestilltem, keine Unzufriedenheit. Die grösste Herausforderung besteht darin, wesentliche Probleme zu erkennen, das Bedeutende vom Unbedeutenden zu trennen. Es braucht ein Frühwarnsystem im Kopf. Man weiss erst in der Rückschau, ob man es richtig gemacht hat. Der beständige Begleiter ist die Angst, dass man zu spät sein könnte.

Ihre Firma ist gross und läuft gut. Kennen Sie trotzdem das Gefühl, das der deutsche Medienunternehmer Axel Springer einmal so zusammenfasste: «Meine grösste Angst besteht darin, dass ich unter den Trümmern meines Hauses begraben werde?»

Als Gedankenblitz, aber es treibt mich nicht um. Sicher ist es so, dass neunzig Prozent des Familienvermögens in der Firma gebunden sind. Wenn es morgen irgendwo auf der Welt einen grossen Terroranschlag gibt, dann haben Sie am nächsten Tag keine Kunden. Man unterschätzt, was es heisst, Unternehmer zu sein. Generell ist der Detailhandel auf der ganzen Welt mit grossen, ungelösten Problemen konfrontiert.

Welches ist das grösste davon?

Erst wer das Internet kennt, versteht, was im Laden überhaupt passiert: Man kann die Produkte ansehen, riechen, direkt vergleichen. Die Beratung kann man nicht in Rechnung stellen, sondern man ist darauf angewiesen, dass der Kunde kauft.

Warum soll ich in den Laden kommen?

Vielfach meinen die Kunden, ihre Bedürfnisse genau zu kennen, obwohl das nicht der Fall ist. Der Verkäufer kommt von aussen an den Kunden heran. Seine Erfahrungen aus unzähligen Gesprächen treffen auf die Bedürfnisse des Kunden. Dabei passiert viel mehr, als man meint, und Sie haben am Schluss das bessere Produkt.

Wenn das Gesamtangebot stimmt, dann kommen auch die Kunden?

Richtig. Viele Webshops verlangen heute Vorauszahlung, und bei der Rückgabe von Produkten gibt es Probleme. Das ist ein völlig anderes Erlebnis, als wenn der Verkäufer Ihr Partner ist. Da gibt es Kunden, die kaufen eine Goretex-Jacke für 800 Franken und bleiben damit am nächsten Haken hängen. Für solche Fälle gibt es in der neuen Internetwelt keine Kulanz mehr. Je mehr Erfahrungen die Kunden im Internet sammeln, desto mehr werden sie sich dessen bewusst.

Haben alle Ihre Mitarbeiter eine Affinität zum Bergsport?

Ja, aber nicht jeder ist ein starker Bergsteiger, und nicht jeder starke Bergsteiger ist der beste Kundenberater. Es braucht mehr.

Wie halten Sie es selber mit dem Bergsport?

Über die Jahre habe ich mein Risikoprofil etwas geändert. Früher unternahm ich mit meiner Frau schwierige, gefährliche Hochturen.

Woher kommt die Anziehungskraft des Bergs?

Am Berg zählt jeder Schritt. Man macht es richtig oder falsch und lernt, etwas auszuhalten. Manchmal werden auch illusorische Allmachtsgefühle beflügelt. Für viele steht die sportliche Seite im Vordergrund. Man sucht die Herausforderung und misst sich daran. Wir haben viele Wirtschaftsführer als Kunden. In Interviews können Sie immer wieder lesen, dass bekannte Leute aus der Gesellschaft und Wirtschaft begeisterte Bergsteiger sind. Dann gibt es die Erlebnisseite, wo Sie sich auf Dinge konzentrieren, die Sie sehr gut beherrschen. Da haben Sie am Vorabend keine Bauchschmerzen und geben sich dem Erlebnis hin.

Sie sind eher auf der sportlichen Seite? Sie suchen die Gefahr ...

Ja, früher mehr als heute. Ich denke, im zweiten Teil des Lebens wird das Erlebnis wichtiger. Das übe ich gerade. 1996 kletterte ich mit meiner Frau am Aiguille-Noire-de-Peuterey-Südgrat (3772 m ü. M.), einem nicht so hohen, aber unendlich langen Grat auf der italienischen Seite des Montblanc-Massivs. Plötzlich kamen wir in ein Unwetter und mussten zwei Nächte ohne Schlafsäcke verharren. Wir waren blockiert. Es regnete die ganze Nacht, das war lebensgefährlich. Hätte es geschneit, wäre es um uns geschehen gewesen.

Ideal, um eine Frau zu erobern...

(Lacht) Tatsächlich haben wir uns in dem Unwetter verlobt ...

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für den Detailhandel sind derzeit schwierig.

Das Umfeld ist volatil und risikoreich. Man weiss nicht, wo es hingeht. Mal geht es besser, mal schlechter. In einer solchen Lage ist Planungssicherheit schwierig, ein Fremdwort. Aktuell nimmt der Druck sicher zu. Wir haben

ganz andere Lohnkosten als in Deutschland. Unser Hauptkostentreiber ist gleichzeitig unser grösster Mehrwert. Wobei auch Deutschland und Österreich gute Verkäufer haben.

Der Bergsport harmoniert ja hervorragend mit dem Image der Schweiz. Bernhard Russi sagt, die Schweiz habe das geografische Glück, die Nummer eins zu sein.

Das kann man sagen, ja. Ich würde aber noch die französischen Westalpen dazunehmen.

Wie wirkt sich die Frankenstärke aus?

Es ist ja bereits die zweite Welle. Vor vier Jahren fiel der Euro ja ebenfalls relativ rasch von 1.40 auf 1.20. Nun erleben wir dasselbe noch einmal. Damals haben unsere Lieferanten sehr mitgeholfen, die Folgen abzufedern, und ich hoffe, dass dies auch dieses Mal gelingt.

Welches ist Ihre grösste Sorge mit Blick auf die Schweiz?

Wir leiden an einer gewissen Sättigung. Weil es vielen Leuten sehr gut geht, sind wir immer weniger geneigt, Risiken und Schwierigkeiten auf uns zu nehmen. Das hat ja auch sein Gutes, unternehmerisch betrachtet ist es aber schade, dass nicht mehr Leute etwas riskieren wollen. Das fehlt je länger, je mehr.

Ist man als Alpinist automatisch grün? Sehen Sie eine Zerstörung der Berggebiete?

Natürlich müssen wir die Schweiz schützen, und dafür braucht es Regeln. Wir sind aber sicher nicht dabei, die Schweiz kaputtzumachen. Ich wäre jedoch schon froh, wenn nicht nur neue Regeln dazukämen, sondern auch einmal solche verschwinden würden, die nicht mehr passen.

Was macht eigentlich Ihre Frau?

Sie ist ebenfalls in der Firma tätig und hilft im Einkauf.

Gibt es heikle Situationen? Die Frau des Chefs hat ja in jeder Firma einen speziellen Status...

Meine Mutter war schon in der Firma tätig, es gibt also eine gewisse Erfahrung mit der Situation. Zudem bin ich nicht ihr direkter Chef, und unsere Berührungspunkte sind im Tagesgeschäft eher rar. Wir pflegen ein sehr offenes Verhältnis, wissen um die Bedeutung von Gefühlen und Emotionen und können diese auch ansprechen.

Trotzdem ist die Konstellation konfliktträchtig. In der Schweiz ist die soziale Kontrolle enorm.

Allgemein sollten wir in der Schweiz mutiger sein: Wenn jemand den Kopf hervorstreckt, sollten wir ihm zuhören und nicht sofort drüberfahren. Im globalen Wettbewerb stossen wir damit irgendwann an. Wir müssen uns ja nicht gleich ins Gegenteil verkehren, aber ein bisschen mehr Mut und Einsatz würden uns guttun. Vielfach wird hintenrum abgesägt und abserviert. Das ist nicht gut.

Felix Bächli, Jahrgang 1969, leitet seit 2006 das Familienunternehmen Bächli Bergsport.
Protokoll: Florian Schwab

Mehr als Sommerwein

Von Peter Rüedi



Steht uns ein Sommer bevor wie 2003, als nicht nur Schweizer Pinot-Winzer sich händeringend fragten, woher sie bei dem gekochten Traubengut die Säure zaubern sollten? Es gab welche, die schafften die Balance dennoch und rutschten nicht ins Amarone-Fach (wie denn überhaupt der exzellente Weinmacher vor dem gewöhnlichen sich in schwierigen Jahren auszeichnet; unvergesslich ist mir der Satz von Werner Stucky: «2005 konnte im Tessin jeder Tubel einen tollen Wein machen»).

Allein, so weit wie 2003 sind wir noch lange nicht. Jener Sommer war eine anhaltend sengende Angelegenheit, die selbst Klimaskeptiker an eine Zeitenwende glauben liess (die sich, mit Blick auf die Auswirkungen der ansteigenden Durchschnittstemperaturen auf den Weinbau, ohnehin nicht vom Tisch wischen lässt). Aber so ein paar Wochen haben wir schon erlebt, in denen uns in der Abenddämmerung wie eine Verheissung genau eine dieser hellen kühlen Flaschen am Horizont erschien, nach dem Motto: «Der Tag geht, Vinho verde kommt.» Die feinen, säurebetonten, duftenden, meist alkoholarmen Weissen aus dem portugiesischen Norden (aus der grob gesagt zwischen dem Douro und dem Minho an der galicischen Grenze gelegenen Appellation), in der Schweiz nach wie vor zu wenig bekannt und präsent, laufen (wenn überhaupt) allenfalls unter der Affiche «Sommerwein», was, zusammen mit den in der Regel günstigen Preisen, den Trugschluss nahelegt, sie seien zu leicht, um ernst genommen zu werden.

Das ist Unfug. Die frische Brise, die uns aus vielen von ihnen entgegenweht, ist eine ihrer unvergleichlichen Qualitäten (sie verdankt sich der Nähe des Atlantiks). Aber nicht alle Vinhos verdes lassen sich über einen Leisten schlagen, es gibt auch gewichtigere Varianten. Wie diesen Alvarinho Solar de Serrade Monção, der auch eine etwas gebutterte Fischsauce spielend aushält, mit seiner intensiven Pfirsich- und Zitrusblüten-Aromatik, saftigen Frucht und Säure allerdings ein grosses Vergnügen für sich ist. «Sommerwein»? Auch. Vor allem aber ein grosser kompletter Weisser. Wunderbar.

Alvarinho Vinho verde DOC Solar de Serrade Monção 2013, 13 %. Coop. Fr. 13.45. www.coopathome.ch

Tour de France

Der Bugatti Veyron wurde 450-mal gebaut – ein Supersportwagen zwischen Genialität und Wahnsinn. Eine letzte, lange Ausfahrt mit einer Legende. Von David Schnapp

Der Begriff Traumauto trifft auf kaum ein Fahrzeug so zu wie auf den Bugatti Veyron. Der Legende nach geht seine Entstehung auf ein Lastenheft zurück, das der damalige Volkswagen-Vorstandsvorsitzende Ferdinand Piëch diktiert hatte: ein Supersportwagen, mit dem man vor der Oper vorfahren wie auf der Rennstrecke bestehen kann – Allradantrieb, Turbo-Motor und 1001 PS. Aus diesem Traum eines grossen Mannes wurde vermutlich der Albtraum der Ingenieure und schliesslich ein Auto, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte.

Zwischen 2005 und 2015 baute Bugatti 450 Veyron beziehungsweise Super Sport (Höchstgeschwindigkeit: 415 km/h), Grand Sport (Roadster), Grand Sport Vitesse (Roadster-Version des Super Sport). Sie wurden an Kunden ausgeliefert, die im Durchschnitt vierzig Autos besitzen. Viele haben sogar mehrere Veyrons, es gibt etwa solche, die alle sechs Varianten der Sonderserie «Les Légendes» in der Garage stehen haben.

Bei 160 km/h schliessen sich die Fenster

Dies ist die Ausgangslage für eine kleine Tour de France, eine letzte grosse Ausfahrt mit einer Legende. Wir starten in Molsheim, wo unter höchster Geheimhaltungsstufe derzeit alles bereitgemacht wird für das Nachfolgemodell des Veyron. Der insektenhafte schwarze Grand Sport Vitesse mit leuchtorangefarbenen Kotflügeln strahlt im Morgenlicht.

Dann: Schlüssel drehen, Startknopf drücken, und hinter mir erwacht zum Leben, was mit dem Begriff Motor nur höchst unzureichend beschrieben werden kann. Man muss schon in grossen Dimensionen denken können, um so eine Maschine zu entwickeln. Ihre Grundwerte kennt jedes autointeressierte Kind, wie ich später noch erfahren werde: W16-Motor bestehend aus zwei VR8-Motoren in W-Konfiguration – vier Turbolader, 1200 PS, 1500 Nanometer, Allradantrieb und Siebengang-Doppelkupplungsgetriebe von Ricardo (zum Preis eines guten Mittelklassewagens, heisst es). Hinter mir vibriert diese ganze Kraft mit mechanischem Grollen. Dennoch verhält sich dieser Wirklichkeit gewordene Ingenieurswahnsinn höchst kultiviert. Kein Brüllen, keine lauten Fehlzündungen – nicht mal ein Ruckeln, wenn man im ersten Gang anfährt.

Der Bugatti ist wohl ein bisschen breiter als ein Golf, man sitzt darin etwas tiefer und muss bei Bodenwellen darauf achten, nicht mit dem Frontspoiler aufzusetzen. Aber sonst fährt er sich so leicht wie der besagte Golf. Ich rolle auf die Autobahn Richtung Basel. Das erste Etap-



Aufgefunde Kompositionen: «Maison Pic», Valence.

penziell ist Hochsavoyen, das wir via Bern, Lausanne und Genf erreichen. Vor mir der grosse Drehzahlmesser, unten links die PS-Anzeige, wo meist nicht mehr als hundert angesteuert werden. Ein Druck auf das Gaspedal, und hinter mir saugen die Turbolader hörbar Luft ein, um sie gleich darauf mit einem seufzend-metallischen Geräusch wieder abzulassen. Ein Vorgang, den man immer und immer wieder erleben möchte,



Bubentraum und Spitzenküche: Bugatti, Küchenchef Renaut im «Flocons de Sel», Frankreich.

weil er wie eine leise akustische Ahnung davon erzählt, wozu diese Maschine in der Lage ist.

Zum Glück gibt es auf französischen Autobahnen Mautstationen. Nachdem ich den Zahlautomaten mit höchster Vorsicht angesteuert habe, mache ich es mir zum rasenden Vergnügen, von null auf sehr schnell aus dem Stand zu beschleunigen. Dann springt die PS-Anzeige kurz hoch auf 500 bis 600, um gleich wieder abzufallen. Bei 160 km/h schliessen sich gleich noch die Seitenfenster – sehr praktisch.

800 oder 1000 PS

Im Weltkulturerbe Lavaux hört es auf zu regnen, in Lausanne füllen wir den Hundertliter-tank wieder auf. In Genf wollen drei französische Zöllnerinnen wissen, woher wir kommen, ob wir in der Schweiz haltgemacht hätten und allenfalls Bargeld an Bord sei. Wir verneinen und werden gebeten, ranzufahren und das Auto zu verlassen. In einem Golf wäre uns das nicht passiert. Die Damen untersuchen akribisch alles, betrachten meine Toilettenartikel und blicken ratlos in das offen im Heck daliegende Bugatti-Aggregat, wo sie den Kofferraum vermutet haben (das Gepäckfach liegt vorne).

Unser Ziel ist in Megève das «Flocons de Sel», ein im Chalet-Stil gehaltenes Hotel mit hervorragendem Restaurant (drei Sterne im «Guide Michelin»). Inhaber und Küchenchef Emmanuel Renaut pflegt eine geschmackvolle, regionale Alpenküche, die in einem erfreulich unge-

zwungenen Rahmen serviert wird: Ein Tatar aus Tomaten der Sorten Berner Rosen und Ochsenherz gerät aromatisch, säuerlich und fruchtig. Das Gemüse-Millefeuille aus Karotten, Kartoffeln, Spinat, Haselnussöl und Kräutern ist hochästhetisch und geschmacklich subtil.

Tag zwei, Ziel Valence, das nördliche Tor der Provence. Die Route führt über eine längere Bergstrecke nach Albertville. Beim Kurvenfahren gehe es darum, den Rhythmus zu finden, hat mir der legendäre Rennfahrer Jochen Mass einmal gesagt, und ich versuche, in seinem Sinne den Berg hinaufzufahren. Der Grenzbereich interessiert mich nicht. Man ist ja als Journalist in solchen Autos nur Gast und sollte sie entsprechend behandeln.

Dann ist die Autobahn frei und gerade, die Strasse trocken. Bei 180 km/h schaltet das Auto in den «Handling»-Modus, der Heckspoiler fährt auf armdicken Streben in die Höhe, während sich das Fahrwerk absenkt und die Klappen der Frontdiffusoren geöffnet werden. Einmal will ich es wissen, die PS-Anzeige springt auf 800 oder 1000 – so genau kann ich das aus den Augenwinkeln nicht erkennen. Die Turbolader pfeifen, ich atme mit ihnen wieder aus und bin froh, dieses Thema abgehakt zu haben.

In Valence ruckeln wir über enge, holprige Strassen ins Zentrum. An der Avenue Victor Hugo befindet sich das «Maison Pic», eine kulinarische Legende. In dritter Generation führt Anne-Sophie Pic das 1889 gegründete Haus mit

bewegter Geschichte. 1939 wurde es erstmals mit drei Sternen ausgezeichnet, es verlor sie, holte sie zurück, verlor sie abermals, bis Madame Pic 2007 erneut mit der Höchstbewertung ausgezeichnet wurde, die sie bis heute hält.

Das «Maison Pic» ist ein Meisterwerk der Innenarchitektur, sein Restaurant bietet leichte französische Gerichte mit den Aromen der Welt: Kaffee, Verveine, Matcha-Tee, Ingwer – die Gerichte wirken feinsinnig und filigran. In der strahlend weissen Küche, in der ein massgeschneiderter Molteni-Herd steht – der Rolls-Royce unter den Herden –, werden aus Karotten oder Tomaten ebenso aufregende Kompositionen zubereitet wie aus Steinbutt, Hummer oder Kalbsbries.

Held des Schulhauses

Beim Verlassen des Restaurants steht ein Junge neben dem Bugatti. Er erklärt mir mit zitternder Stimme, er warte seit drei Stunden, habe die Schule geschwänzt für das Auto seiner Träume. Ob es möglich wäre, dass ich mit ihm einmal die Strasse rauf- und runterfahren würde? Nach der Fahrt hat der Junge genügend audiovisuelles Material auf seinem Smartphone gespeichert, um für einige Tage der Held seines Schulhauses zu sein. Die letzte Etappe führt über Lyon, Besançon und die Vogesen-Autobahn zurück nach Molsheim. Schlussstatistik: 1260 Kilometer Strecke, 17,9 Liter 98er-Benzin als Durchschnittsverbrauch auf 100 km, Durchschnittsgeschwindigkeit: 107 km/h. Das Ende eines Bubentraums (auch für mich) in wenigen Ziffern.

Bugatti 16.4 Grand Sport Vitesse
Motor: W16 7993 ccm, 1200 PS; Höchstgeschwindigkeit: 410 km/h
Preis: € 2011 100.– (exkl. Steuern)
Flocons de Sel, 1775, route du Leutaz, F-74120 Megève,
Tel. +33 (0)4 50 21 49 99
Anne-Sophie Pic – Le Restaurant, 285, avenue Victor Hugo, F-26000 Valence, +33 (0)4 75 44 15 32



«Es war beautiful»: Designer und Dynastien-Nachfahre Cinzano, 52.

MvH trifft

Enrico Graf Cinzano

Von Mark van Huisseling — Wer Alkohol im Blut hat und dreissig Jahre feierte, hat viel erlebt. Was tut einer danach?

Weshalb treffen wir uns in Ibiza?» – «Das hat mit Logistik zu tun – wir sind beide hier.» – «Was bringt Sie hierher?» – «Was mich hierherbrachte ursprünglich und was mich hierherbringt jetzt, das sind verschiedene Dinge: Ich kam, glaube ich, wegen der Nächte. Jetzt komme ich wegen der Tage; ich habe einen gesunden, sportlichen Lebensstil und pflege die Einsamkeit. Zur gleichen Zeit bekomme ich ein wenig Verrücktheit zu sehen, was mir immer Freude bereitet hat.» – «Welches war die letzte grossartige Party auf Ibiza, an die Sie gingen?» – «Im «Space» [ein Nachtclub], 2005 ...» – «Sie haben ein Elefantengedächtnis.» – «... ich ging hin mit einem der mächtigsten Industriellen, seinem CEO, einer Hure, einem guten Schreiber und drei, vier Freunden, einer davon eine Berühmtheit, die anderen von der Strasse ... Es war sehr demokratisch, keiner kümmerte sich drum, wer wer oder was war. Wir waren bloss interessiert, eine gute Zeit zu haben. Es herrsch-

te ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, es war beautiful. Wir sahen den Morgenhimmel [das «Space» war zu dieser Zeit *open air*], und ich erkannte: Es kann nicht besser werden. Also habe ich aufgehört, auszugehen.»

Enrico Marone Cinzano, 52, aus Turin, lebt in London, New York und auf Ibiza. Er ist ein Nachfahre der spanischen Königsfamilie, von Giovanni Agnelli, dem Geschäftsführer von Fiat, sowie Francesco Cinzano, des Wermuth-Unternehmensgründers (Wikipedia). Zurzeit entwirft er Möbel – nachhaltig, hochpreisig, im «Star-Wars-Look» (*Icon*), www.enricomaronecinzano.com. Früher entwickelte und dekorierte er Immobilien für das oberste Ende des Markts (Eigenreklame); sein New Yorker *townhouse* mit Namen «Bacchus» hat er an Sean Parker verkauft, einen frühen Facebook-Berater, für zwanzig Millionen Dollar angeblich. Weil mögliche Grosskunden für seine Möbel Saudis seien, spricht er nicht in Einzelheiten über seine Partyvergangenheit

und seinerzeitigen Konsumgewohnheiten. Dieses Gespräch fand statt im Café «Croissant Show» am Mercado Viejo in Ibizas Altstadt.

«Vermissen Sie Ihr früheres Leben?» (2006 brach er sich einen Lendenwirbel; daran, wie es zu dem Unfall kam, erinnere er sich nicht. Danach entschied er, nüchtern zu werden und zu bleiben.) «Nein. Ich bin eine von Ästhetik getriebene Person – ich kam zum Schluss, ich würde dabei [bei seinem Partylebenswandel] nicht mehr gut aussehen.» – «Genügt Ihr heutiges Leben Ihren ästhetischen Ansprüchen?» – «Heute war ich schwimmen, das Meer war ziemlich rau, dennoch sass eine Möwe im Wasser. Als ich an ihr vorbeischwamm, dachte ich: «Interessant, ich bin in Ibiza, und die Begegnung mit einer Möwe macht mich high.»» – «Weshalb sind Sie Langstreckenschwimmer?» – «Schwimmen wäscht mich aus, tatsächlich. Und wenn man Strecken schwimmt, hyperventiliert man, das beeinflusst die Wahrnehmung – man erlebt Glückseligkeit und Klarheit.»

«Sie haben denselben Namen wie Ihr Grossvater väterlicherseits – ein Riese der italienischen Industrie ...» – «Meine Familie begann fünfzehnhundertirgendwas, Geschäfte zu machen; das Unternehmen [Cinzano] wurde 1757 gegründet, blieb sechzehn Generationen in Familienbesitz, bis wir verkauften ... Was ist Ihre Frage?» – «Ist eine solche Herkunft eine Herausforderung?» – «Mein anderer Grossvater, Ururgrossvater eigentlich, Senator Agnelli, gründete die italienische Autoindustrie ... Ich bin gesegnet. Meine Vorfahren waren interessante Leute, klug, sie hatten nicht bloss Geld. Es ist eine Inspiration.» – «In der Familie passierten auch traurige Dinge: Selbstmord, Unfälle ... Ist es ein schweres Erbe? Journalisten schreiben sogar vom «Fluch der Agnellis» [Welt]?» – «Ein Fluch? Ich weiss nicht. Geld ist eine Form von Energie, und viel Geld schafft viel Energie, ein Teil davon ist gut, ein Teil schlecht, wie bei allem. Wenn man eine Familie hat, die Autos und alkoholische Getränke herstellt, bekommt man erhebliches Karma mitgeliefert.»

«Sie waren verheiratet mit Mafalda, Prinzessin von Hessen-Kassel – interessant [von 1989 bis 1993].» – «Ja, heiraten ist nicht mein Ding; und Mädchen sind es auch nicht. *However*, sie war die schönste Frau, die ich je gesehen zu haben glaubte. Unglaublich. Ich sah keine Zukunft in meinem Leben; sie hatte alles, war klug, voll von Tatendrang ... Es war eine Liebesgeschichte, aber keine Ehe. Wir wussten es beide, schon bevor wir heirateten. Wir sind immer noch beste Freunde, ich bin immer noch Taufpate ihrer Kinder.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Weitermachen; zurzeit entwerfe ich Möbel, das wärmt mich an. Mein endgültiges Ziel ist, zahlbare und nachhaltige Immobilien zu entwickeln. Das ist es.»

Sein liebstes Restaurant: «Fantastisches vegetarisches Restaurant: «Mildreds»; 45 Lexington Street, London, Tel. +44 207 494 16 34

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Kollektive Verblödung
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Auch krumm passt er zu solchem Reim. 5 Wo ein Jakob, ist er oft nicht weit. 11 Er setzt bei der Fassade noch einen drauf. 12 Marx ohne Brothers, dafür mit jenem Mitstreiter. 14 Von der ursprünglichen Hannah über Anna bis zur Verkleinerungsform. 15 Menschlich allzu menschlich, was wie wispender Wind klingt. 16 Ob Meerschweinchen oder Hamster, man landet bei beiden bei ihm. 17 So eine Art Hans der Italiener. 18 Schwimmen, und zwar schnell. 19 Solche Leute nennt man dann oft auch so. 20 Für Alchemisten die Verwandte des Alambic. 23 Die Mitglieder der WTO sind auch dessen Vertragspartner. 27 Inselstaat mitten im Pazifik. 28 Bei dieser Grande geht's hinauf, wissen Süditaliener. 29 Die und der, Fläche und Raum, draussen und drinnen. 32 Gewichtiges Merkmal, trifft auf viele zu – politisch unkorrekt gesagt. 34 .a..ie entzückt weiterhin viele Mädchen. 35 Geht's ums Geld, sind sie fix. 37 So dann gebirgig oder göttergleich. 39 Bei ihm ist der grosse Knall garantiert. 40 Die in Italien lange vor den Italienern, aber fast wie die Italiener. 42 Was wir alle sind, jeder für sich. 43 Ein Geländer, nicht altersschwach, aber sonstwie schwankend. 44 So, so der Anthropophobiker, muss der Platz sein. 45 Gleichgeschlechtliche Ehen – seit Mai auch dort möglich.

Senkrecht — 1 Lateinische Version des griechischen Trimeters. 2 Endlose Tragik, und chaotisch noch dazu. 3 Wie man es auch dreht und wendet: Er ist der Urheber einer Handlung. 4 Please Please Me – ja wer denn nun? 6 Sie verbindet deutsche Städte und ebensolche Möglichkeiten. 7 Bereits Heinrich VIII. kam auf den Hund - diesen. 8 Jäger der Kälte, die sich Menschen nennen. 9 Beim Sehen ohne Zentrum wird gleich alles mehrfach wässrig. 10 Statt oben ohne mit dieser globalen Textilie. 13 Rudolf, Bundesrat zur Zeit von Graber, Furgler, Ritschard. 14 Nach langer Reise gibt's bei ihr viel zu erzählen. 15 Hat mit der Erbmasse zu tun, doch unklar, ob man damit reich wird. 19 Ein himmlisches Dreieck mit Wega, Deneb und ihm. 21 Da essen Menschen mit Genuss. 22 Der Mustergatte – zumindest war er das im Film. 24 Er schwimmt nur noch im Vierwaldstättersee. 25 Verstecken: Tätigkeit mit militärischer Fähigkeit. 26 Macht man, wenn man Aufsehen erregt. 28 Da saust man dahin, mit den Füßen fast am Boden. 30 Vielseitige Sache: Etikett, Marke, Schlagwort. 31 Was für ein sagenhafter Mann – der zeigt Grösse! 33 Isla de ..., klingt spanisch, liegt namentlich in Costa Rica. 36 Aus Blumen gemachte Pracht. 38 Nur dies eine Wort, und schon rückt die Zukunft näher. 41 Die Dreifarben Theorie als Basis dieses Farbraums.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 426

A	N	A	N	A	S		B	A	R	B	A	R	E	I
L		K		G	A	B	O	R		T		A	R	N
S	A	U	G	E	N		R	L	F	L	R	I	N	T
O	L	T	E	N		L	I	S	E	L	O	T	T	E
	L		I	D	R	I	S		M		U	S	E	R
S	U	I	S	A		L	A	I	G	L	E		N	
T	E	T	E		D	I	V	E	N		A	L	F	A
A	R	A	L	S	E	E		B	I	L	D		L	
T	E	L		P	U	N	K	T	S	I	E	G	E	R
U	N	I	K	A	T		F	E	M	E		A	H	A
I		E		D	E	M	O		U	N	T	R	E	U
	A	N	D	E	N		R	O	S	E		D	N	S


Waagrecht — 1 ANANAS 5 BARBAREI 11 GABOR
 12 ARN 13 SAUGEN 16 REFERENT 19 OLTEN
 (Geburtsort der Erwähnten) 20 LISELOTTE
 21 IDRIS 22 USER (Sure) 23 SUIZA 25 AIGLE
 (Ort VD und eine Nymphe i.d. griech. Mythologie)
 26 TETE (de Moine: Käse aus dem Jura; tête = franz. f. Kopf, moine = Mönch) 27 DIVEN
 28 ALFA 30 ARALSEE 32 BILD 34 TEL (-)
 35 PUNKTSIEGER 39 UNIKAT 40 FEME
 41 AHA 42 DEMO 43 UNTREU 44 ANDEN
 45 ROSE 46 DNS

Senkrecht — 1 ALSO 2 AKUT 3 AGENDA 4 SAN
 5 BORIS (Karloff, eigentlich William Henry Pratt)
 6 ARES 7 BIEL 8 RAETSEL 9 ERNTE
 10 INTERNA 14 ALLUEREN 15 GEISEL
 17 FEMINISMUS 18 ROULADE 20 LILIEN
 23 STATUE 24 ITALIEN 25 AEBTE 27 DEUTEN
 29 FLEHEN 31 SPADE 33 LIENE (Leine)
 36 KFOR 37 GARD 38 RAUS

Lösungswort — RATIONALITAET



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SCHÜTZEN SIE
IHRE TRINKWASSER-
LEITUNGEN.
OHNE EPOXIDHARZ
SANIEREN STATT
ERSETZEN.

Sind Ihre Wasserleitungen älter als 25 Jahre? Dann besteht die Gefahr, dass Ihre Rohre rostig sind oder der Wasserdruck nachlässt. Warten Sie nicht, bis ein teurer Ersatz nötig ist. Unser ANROSAN macht Ihre Trinkwasserleitungen von innen wieder wie neu. Anorganisch und ohne den Einsatz von Epoxidharz.

Vereinbaren Sie jetzt eine Zustandsanalyse mit unseren Fachleuten:
www.naef-group.com/trinkwasser oder **kostenlos** unter **0800 48 00 48**.

The logo for Naef ANROSAN features a stylized green wave icon to the left of the word "Naef" in a bold, green, sans-serif font. Below "Naef" is the word "ANROSAN" in a smaller, green, sans-serif font.